

Ausgewählte Prosa aus der Zeit von Preussens Erhebung.

Für den Schulgebrauch zusammengestellt

von

Wilhelm Rose,

Oberlehrer am Städtischen Realgymnasium zu Königsberg i. Pr.

Beilage zum Programm des Städtischen Realgymnasiums
zu Königsberg i. Pr. — Ostern 1913.

Königsberg i. Pr.

Hartungsche Buchdruckerei.

1913.

1913. Progr.-Nr. 19.

9K0
29 (1913)



Landes- u. Stadt-Bibl.
Düsseldorf

44. g. 304



Zur Einleitung.

Die vorliegende Auswahl ist getroffen, um den Schülern, besonders der oberen Klassen, ein besseres Verständnis der grossen Zeit vor 100 Jahren zu ermöglichen und den Unterricht in der Geschichte und im Deutschen zu unterstützen. Die Arndtsche Schrift wurde gewählt mit Rücksicht auf Ostpreussen und Königsberg, die Fichteschen Reden, weil sie einen unübertrefflichen Einblick in die geistigen Strömungen jener Zeit gewähren und das Jahnsche Werk endlich, weil es auf die körperliche Erziehung und Ertüchtigung des Volkes ungeheuer gewirkt hat und noch heute wirkt. Alle drei atmen sie den Geist glühendster Vaterlandsliebe. Möchte er sich auch in der Jugend unserer Zeit kräftig entwickeln und erhalten!

Aus E. M. Arndt:

Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.

Das Kometenjahr 1811, welches heute noch durch seinen Wein berühmt ist, leuchtete in dem Sinn der europäischen Menschen und auch in meinem Sinn mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entscheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächstens erfolgen würden. Das kleine und dumme Volk träumte und schwatzte sich mit Ungeheuerlichkeiten von Krieg und Pest müde; die Frommen und die Gescheiten schauten mit sehr verschiedenen Gedanken, Gelübden und Gebeten zum Himmel empor, nicht in ihren Anfängen aber wohl in ihren Enden der Gebete und Gedanken miteinander einstimmig. Ich, damals ein kleiner Professor in Greifswald, hatte mit vielen Tapfern schon spanische und tirolische Gedanken. Ich empfand und wusste, dass ein sogenanntes allgemeines, alle Welt in Frieden und Faulheit zugleich begrabendes zweites römisches Imperatorenreich, wie der grosse Attila Europas es verkündigen und weissagen liess, eine Unmöglichkeit war. Ich hatte zu vielen Zorn und Hass in der Brust; ich wusste, dass gottlob viele, ja die meisten davon noch genug im Herzen trugen: es mussten noch gewaltige Kämpfe kommen. Das grosse Gewitter im Osten über den polnischen und russischen Sümpfen, Wäldern und Wüsten dunkelte düster am Horizont auf. Ich nahm in diesem Kometensommer des Jahres 1811 Abschied von meiner Stelle in Greifswald, fuhr im Herbst jenes Jahres nach Berlin und holte mir von dem dortigen russischen Gesandten Pässe für Russland.

Mit diesen Pässen hatte ich mich für allen Notfall versehen, und solcher Notfall trat bald ein. Im Winter 1812 ging ich nach Berlin und wartete dort ein paar Monate das näher heranziehende Gewitter ab. Dann ging es nach Schlesien, um von da beim Kriegsausbruche sogleich weiter gegen Osten fliehen zu können. Denn von meinem Napoleon durfte ich mich freilich nicht einholen lassen. Dieser Bruch und Ausbruch kam und fand mich gerüstet. Ich fuhr dann durch Böhmen und Polen gen Moskovien, noch besonders eingeladen von einem grossen Vorauseilenden, dem Reichsfreiherrn vom Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war.

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, dass Sie da sind. Wir müssen hoffen, dass wir hier Arbeit bekommen.“ Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. In bester, getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solches Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, deuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein und musste grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Ähnlichkeiten und meine Grübeleien nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen musste: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte war es leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, dass dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstiess, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stossen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen lausitzer Webers. —

In der Ferne schwebte allen uns Deutschen, die noch ein heisses, zorniges Herz für unser Vaterland hatten, die Wiederaufrichtung desselben aus dem Jammer und der Schande, die Vernichtung des scheusslichen Rheinbundes und die Zertrümmerung der französischen Macht vor. In der Nähe, hier in Russland, fochten unter Napoleons Fahnen wenigstens 150 000 Deutsche, seine Soldaten, aus eroberten

deutschen Landen ausgehoben, die heranbefohlenen Rheinbunds-
truppen, endlich die Hilfsscharen Österreichs und Preussens. Es war
die Meinung und Hoffnung, wenn das Kriegsglück des gewaltigen
Attila etwa wanke, die Herzen dieser über alle Ströme und Wüsten
so weit gegen Osten aus der Heimat fortgetriebenen Jünglinge zu er-
schüttern und sie zu erinnern, dass sie jenseits ein grosses Vaterland
haben, für dessen Glück und Ehre sie lieber in den Streit gehen
sollten, als sich von dem fremden Überzieher in den Tod treiben zu
lassen. Viele tapfre Männer, welche von edlem Zorn und heller Hoff-
nung brannten, waren unter diesem Zeichen d e u t s c h e s V a t e r -
l a n d nach Russland gegangen, unter Alexanders Fahnen gegen
Napoleon zu fechten und aus allen Kräften deutsche Jünglinge für
die Erlösung ihres Vaterlandes zu einer Gegenschar zu waffnen. Dies
war der Gedanke d e r d e u t s c h e n L e g i o n. Für die Errichtung
und Gründung derselben ward in Petersburg zunächst geplant und
gearbeitet, und hierfür bekam ich gleichsam meines Eintritts erste
Tätigkeit und Beschäftigung.

Die Legion hatte jetzt ihr Standquartier in Petersburg; dieses
ward später nach Finnland verlegt, wohin nach den grossen Schlach-
ten die Menge deutscher Gefangenen zu Tausenden abgeführt wurden,
aus welchen die Legion gemehrt werden konnte. Sie wuchs aller-
dings auch dadurch aber nimmer in dem Masse, wie wir nach der Zahl
der Gefangenen gehofft hatten. Späterhin, als das Glück sich mit so
wunderbarem Umschwung und Umschlag gewaltig gegen Napoleon
wandte, ward bei dem geschwinden Lauf der Dinge gegen unsern
Westen hin der Gedanke, aus der Legion in Russland ein Heer zu
machen, aufgegeben. Was da unter Waffen fertig war, marschierte
indessen, an Männern, Waffen, Pferden trefflich gerüstet, im Winter
1813 in Königsberg auf: Fussvolk, Reiterei, Artillerie etwa 5000
bis 6000 Mann. Sie haben im russischen, dann im englischen Sold
den grossen deutschen Krieg tapfer mit durchgefochten und sind end-
lich, meist als besondere Regimenter und Geschwader, in den preussi-
schen Dienst übergegangen, welchem fast alle ihre Oberbefehlshaber
angehört hatten.

Der Freiherr Karl von Stein war mittlerer Grösse,
dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem
Hohen und Schlanen, der Leib stark und mit breiten, deutschen
Schultern, Beine und Schenkel wohl gerundet, die Füsse mit scharfer
Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen
er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem
Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene
Eselstirne, wie die Künstler sagen, dass der grosse Mann sie häufig
haben solle; seine Nase (el rostro, wovon oben schon gefabelt worden)
eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und
ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hierbei sei ein- für allemal gesagt und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten, weissen Haut und den silberklarsten, blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtsten Geniezeichen herankommen, dass die beiden grössten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, dass das Goethesche Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Aug' Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, dass sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesicht gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdresses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitre Olymp eines herrschenden, bewussten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwindes, der rein fegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volks und Vaterlands Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt und später, da er als Beamter in Preussen dienen wollte und sollte, mit grossem Fleiss und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten, aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen, selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen, aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich: die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloss Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäss war Sprache und Rede: festgeschlossen und kurz floss es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung

und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Graddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiss würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volks seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, sass nun in Petersburg, sass und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der Erste und Oberste; er hatte die letzten Fäden des Systems zerrissen, wodurch Romanzoff und andere seit dem Tilsiter Frieden für Napoleon und die Franzosen den Kaiser verstrickt gehalten hatten; Romanzoff selbst war gefallen, neue Verhältnisse waren mit England, Schweden usw. nach allen Seiten angeknüpft, neue Ansichten und Einsichten waren gewonnen und neue politische Gesichtspunkte gezeigt. So war Stein der erste Mann des Augenblicks, er bei den Seinigen, das heisst bei allen, welche seine Gesinnungen teilten und etwas von seinem Mut in der Brust hatten, der bewunderte, ja von vielen der angebetete Mann. Ich habe diese seine hohe Stellung in der russischen Hauptstadt für meinen kleinen Teil, wenigstens als Augen- und Ohrenzeuge, mit geteilt und genossen und in denselben Kreisen viel mitleben gedurft; durch ihn waren mir die Paläste geöffnet.

Hier stehe nun eine Erzählung, welche mir der Minister Graf Uwaroff nach dem Erlebnis eines kaiserlichen Freudengastmahls gemacht hat, bei welchem Steins Mut und Kühnheit alle Russen zum Erschrecken und zur Bewunderung hingerissen hat.

Die alte Herrin und Kaiserin hatte sich dort auch erhoben, jetzt bei der Nachricht von dem Rückzuge und der Flucht der Feinde von ihren Schrecken erlöst, hatte, auch von dem allgemeinen Siegesmut angesteckt, dem Minister Stein gegenüber ihre stolzen württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ Bei diesen Worten, so erzählte Uwaroff, sah man Stein im Gesichte rot und längs seiner grossen Nase vor Zorn weiss werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so grosses, treues, tapfres Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich

habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte schuld, man wusste es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dneestr gekommen.“ — Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.“

Stein war bei Gelegenheit ein tüchtiger Treppenherunterwerfer. Eines Tages im Jahre 1805, als er Finanzminister war, hatte er einen Obersteuereinnnehmer Baron von G. wegen Steuerbetrugs ins Gefängnis befördert; dieser hatte die Wege gefunden, herauszukommen und sich ihm mit den Worten vorgestellt: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, mich E. Exz. zu zeigen, S. Maj. der König haben die Gnade gehabt, mich wieder zu habilitieren.“ Und Stein: „Geh Er, beschmutze Er mir nicht die Augen. Gott hat dem Könige die Macht der Begnadigung gegeben, aber kein König kann aus einem Schurken einen ehrlichen Mann machen.“ Und Stein nahm den Stock und rief: „Fort! die Treppe wieder hinunter! Ich will Ihm zeigen . . .“ Und jener wartete nicht, sondern geschwindest aus der Stube weiter. —

Der Weltkampf zog von dem Osten jetzt gegen Westen; wir blickten jetzt mit dreifacher Sehnsucht in diesen Westen und in die geliebten Heimatlande hinein: wir wollten und mussten mitziehen.

Wir gelangten bald auf die grosse Strasse, welche das fliehende französische Heer gezogen war; man konnte sie wohl ein Leichenfeld des Krieges nennen. Schon waren uns Bauernschlitten in Menge begegnet, auf welchen kranke und marode, gefangene, deutsche Jünglinge, aus welchen die Legion rekrutiert werden sollte, gegen Norden geführt wurden; hinter den Schlitten her gingen, die noch gehen konnten; einige Dutzend Kosaken mit gezückten Peitschen geleiteten und trieben die Unglücklichen. Ach! die meisten von ihnen, bleich, hager und hohlaugig, trugen den Tod, dem sie bald erliegen sollten, in allen ihren Zügen. Der Weg ging durch eisige Felder und über gefrorne Sümpfe, hin und wieder durch Tannen- und Birkenwälder, wo man nur einzelne schlechte Gerippe von Hütten, durch die Flüchtlinge des Heers in einen dachlosen und fensterlosen Zustand versetzt, manche auch nur in angebrannten Balken und Ständern das grässliche Bild des Krieges ausmalend, erblickte. Die Schlitten rollten hie und da über Leichen, links und rechts lagen Leichen, Pferde, Trümmer von Kanonenlafetten, auch standen einzelne verlassene Wägen und Karren im Schnee festgefroren; Raben flogen und krächzten, und Wölfe heulten ein grauliches Konzert darüber her. O schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen, kalten Jammer herabschauten.

Wir setzten unsere Reise eiligst fort und flogen so dahin, dass wir schon in einigen Tagen in Gumbinnen waren. Hier wurden wir in der Wohnung des Präsidenten von Schön von ihm auf das freundlichste empfangen.

Ich sah hier zum erstenmal einen schlanken, hübschen Mann, der mir in Berlin schon als ein Mann beschrieben war, mit fester, ruhiger Rede und klarer, heitrier Miene, in Blick und Gebärde oft ein ironisches Lächeln durchschimmernd, welches nebst der ruhigsten Sicherheit der Haltung mich an viele wackre Schwedenköpfe erinnerte. Ich dachte mir bald, das muss ein mathematisch logischer Kopf sein, und in solcher Bedeutung habe ich auch später die Erklärung dieses ausgezeichneten Mannes gefunden.

Als nun diese beiden zusammentraten und anfangen, über die Tagesgeschichten miteinander zu fabulieren, sah ich aus der Stellung, worin Schön sich zu dem älteren Manne hielt, wohl eine gewisse Ehrfurcht, aus ihrem Gespräch aber und aus der offenen, zutraulichen Art, womit es geführt ward, ging eine alte Bekanntschaft und Gemeinschaft hervor. In der Zeit, wo Stein an der Spitze des preussischen Staates getanden hatte, im Jahr 1808 bis in 1809 hinein, war Schön, wie man zu sagen pflegt, als treuer Helfer und Genoss ihm nicht nur an der Hand, sondern, wie viele erzählten, auch an dem Kopf, ja mit im Kopfe und im Herzen gewesen. Manche Entwürfe und vorzüglich die Durcharbeitungen und gehörigen Ordnungen und Reihungen dieser Entwürfe der neuen Steinschen Verfassung in Beziehung auf Städteordnung, Bauerwesen, Aufhebung der Leibeigenschaft usw. wurden nicht bloss von Schöns Hand geordnet, sondern auch von seinem Kopf entworfen gesagt.

Kurz, ich gewahrte bald, hier standen alte Vertraute nebeneinander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, dass Schön den edlen Ritter und seine Art durch und durch kannte und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verstand in einer eignen trocknen Weise um den Bart und die Mähnen des Löwen zu spielen und ihn durch Scherze und Gegenreden doch nicht dahin zu bringen, dass er zornig mit seinen Tatzen aushieb. Ich meine hier die ernsten und wichtigen Dinge, worüber bald in Königsberg verhandelt werden sollte, über die Begebenheiten des Tages ward abgerissen und leichter hingefahren. Höchst ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngstverflossenen Wochen, von den Durchzügen der gegen Westen fliehenden Franzosen und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marschälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie sie unter Schöns Augen sich begeben hatten:

„Man hat in Gumbinnen für die Vornehmsten und Obersten, wie natürlich, die besten Quartiere bei den angesehensten Bewoh-

nern der Stadt ausgesucht und ihnen die Quartierzettel darauf zugestellt, viele hatten sich aber ohne Wissen von Präsidenten (Schön) und Polizei unter der Hand an andern Stellen die Nachtwohnung gesucht und bei einem Schuster oder Schneider mit dem Preise von fünf, sechs Talern für den Nachtschlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen; sie hatten nämlich doch, fuhr Schön fort, wohl etwas von dem Bewusstsein ihres Übermuts und der in diesem Lande verübten Freveltaten im Leibe und fürchteten, da man die Quartierzettel eines jeglichen Namens wusste, nächtllicherweile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar totgeschlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meist in einem so armseligen, jämmerlichen Aufzuge an, so zersprengt und einzeln nacheinander, mit zerbrochenen Wägen und Geschirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Teil gar zu Fuss, ohne irgend einen marschallischen und generalischen Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor nicht neun Monaten über Weichsel und Niemen gegen Osten gezogen waren, dass sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Misshandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: schlagt tot, schlagt tot! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen.“

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht totschiagen lassen?“ Und Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan.“ Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen.“ Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile. —

Von Gumbinnen ging es jetzt geradesten Weges nach Königsberg, wohin auch Schön von Stein geladen und befohlen ward, baldigst nachzukommen; den 21. Tag des Wintermonds 1813 fuhren wir dort ein in die Hauptstadt des alten Preussens, wo uns in dem stattlichen Hause der Gebrüder Nicolovius das Quartier schon bestellt und die schönsten, wärmsten Zimmer schon geheizt und die Betten gemacht waren. Der Minister wohnte bei dem Buchhändler, ich bei dem Präsidenten Nicolovius.

Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues, gewaltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs, in dessen grossen Knäul ich gottlob nicht eingewickelt war, aber den ich stets wickeln und abrollen sah, und von dem auch mir bei Gelegenheit einige Fädchen um Stirn und Nase schwirrten, auch sie zuweilen wohl etwas empfindlich streiften, denn ich ward, wie es in solchem mächtigen Wirrarr

zu geschehen pflegt, von manchen in manchen Dingen, von welchen ich weder Schuld noch Wissen mit mir trug, mitschuldig und mitwissend geglaubt; sehr begreiflich, denn ich war mit dem Höchsten hergekommen und wohnte mit ihm unter einem Dache.

Ja, Königsberg gab jetzt auf seine Weise auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens: wechselsweise die tapfern Regimenter des Generals York in und um der Stadt, russische Generale und Offiziere; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Truppe französischer Gefangenen; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorksche Heer ergänzen und verstärken sollten; dazu die Getümmel um die mit deutschen, russischen, auch noch hin und wieder mit einzelnen französischen kranken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, auch hier der viele Tod, doch keine so greuliche Erscheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit seinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um sich gegriffen, oft so schlimm, dass in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte gestorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eignen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem grossen von Stein veranlassten preussischen Landtage gelockt und berufen.

Man begreift, dass dieses alles zusammengenommen die Stadt in die ausserordentlichste, lebendigste Bewegung, und alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilhaftigkeit versetzt hatte. In diesem Ocean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit, allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und Ehren- und Freudengälden fast immer mit beiwohnend und in meinen Mussestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanzige versetzt worden.

In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage, auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskriegs, hier sahen alle deutsche Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preussens Grenzen, und schon waren aus Berlin, Dresden und andern Orten manche wackre, deutsche Männer und Degen mitten durch die französischen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu schauen

und zu erkunden und den Freunden jenseits im Westen zu berichten und zu erzählen.

In Preussen musste und wollte Stein mit seiner Begeisterung die Dinge mit der Blitzgeschwindigkeit seiner Natur anfassen und treiben und fortstossen, und zwar in einer untröstlichsten Lage. Alles lag, ging und lief hier ja, wie ich oben angedeutet habe, gegen- und durcheinander, preussische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinander gemischt, der Befehlshaber der preussischen Scharen, General York, als Verräter und Aufrührer von seinem Könige geächtet — man wusste nicht, ob bloss aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der Tat — das Land selbst durch die Heereszüge seit dem Frühling des Jahres 1812 von dem tückischen welschen Feind geplündert, verwüstet, erschöpft; doch mussten, wenn der deutsche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden sollte, Mittel und Kräfte an Menschen und Geld gefunden werden.

Es war ein Landtag ausgeschrieben, und im Namen ihres Königs versammelt, wollten die Stände den General York zu ihrem Präsidenten wählen; er aber lehnte das weise ab, und bald stand Alexander Dohna als ihr Präsident da. Sogleich ward nun desselben Bruder, Major Graf Ludwig Dohna, an das königliche Hoflager in Breslau gesandt, den König über den Gang und Verlauf der Dinge und über die Treue und treue Meinung seines Volks in allen Schritten und in den in der Not des Augenblicks ergriffenen Massregeln genauen Bericht abzustatten und für alles endlich seine Gnade und Billigung zu erbitten, auch über das Heer und über Yorks Führung und Stellung das Wahre und Mögliche darzustellen.

Diesen York, der durch seine bewusste, eiserne Tapferkeit ein berühmtester Name geworden ist, hatte ich nun auch Gelegenheit, mir genauer zu betrachten: ein Mann hohen Wuchses auf runden, stämmigen Beinen, die fest und grad wie in einem ehernen Standbilde standen, der Leib stark, doch mehr mager, darüber ein Kopf mit scharfen, ausblitzenden Augen, die Stirn gerunzelt wie gehacktes Eisen, ein eiserner Mann, rauh wie die rauhen Küsten seines hinterpommerschen Strand. Sein Grossvater war Pfarrer an jenen kahlen Küsten gewesen, sein Vater ein armer Leutnant in Friedrichs des Grossen Leibwachen, er selbst, ein armer Junker, hatte von unten auf gedient. Dies war ein echtestes Musterbild altpreussischer Schroffheit und Schneidigkeit, durch seine sicherste Tapferkeit der Mann, der selbst in seiner kalten, eisernen Festigkeit seine Krieger begeistert hatte.

Es ist unter Steins, Dohnas, Auerswalds und Yorks Auspizien der Landtag abgehalten und das edle Land Preussen mit allen seinen letzten noch übrigen Mitteln und mit allem Mut und aller Liebe und Treue seiner Männer und Jünglinge gerüstet und be-

waffnet worden. Wahrlich kein Land war gleich Preussen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menschen, Pferden und Rindern, fast mit berechneter Bosheit und Tücke, für den grossen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert worden als Preussen, und doch — jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes, vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben, von sechzehn, siebenzehn Jahren, ihre Säbel wie mit vollster Mannskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen. Ich erzähle ein wenig, ich war damals ja recht mitten darin. Die Erzählung ist aus meinem 89. Jahre.

Zuvor noch ein Wort von und über York. Der König, als alles mit Macht zum Kriege gegen die Franzosen drängte, hat sich endlich in Yorks Schritte bei den Verhandlungen mit den russischen geheim hin- und hergehenden Boten gefunden, hat das Wort **A u f r ü h r e r** und **V e r r ä t e r** ausgestrichen, aber gut gefunden hat er sie doch nimmer. Königen wird das Verzeihen schwer, wenn Männer ohne sie Entschlüsse zu fassen scheinen, auch wenn diese Entschlüsse zu ihrem Ruhm und Heil genommen sind und durch eine äusserste Notwendigkeit entschuldigt werden, wie Yorks Verfahren und sein eigenmächtiger Abmarsch von dem Heere des französischen Marschalls Macdonald, dem er untergeordnet war. Friedrich Wilhelm hat das den General York noch viel später empfinden lassen. Als in Frankreich York nach vielen Schlachten und Siegen vor ihm aufmarschierte und die Soldaten zum Teil mit beschmutzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln zur Musterung vor ihrem Herrn standen, sagte der König: **s c h l e c h t g e p u t z t** **u n d g e k l e i d e t**, und als York das mit dem Winterfeldzug und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte und für sich und seine Tapfern eher ein Lob erwartete, fiel ihm der König ein: „Nun müssen's eben ertragen, haben's ja selbst nicht anders gewollt.“

Wer hat die Landwehrrichtung getroffen? wer ist der erste Anführer derselben gewesen? Denn in Preussen ist ihr Anfang gemacht. Da werden von Scharnhorst an bis auf Stein die mancherlei Namen genannt. Der Gedanke derselben war ja schon seit Jahren ein deutscher Gedanke; seit Tirols und Spaniens Erhebung, seit Österreichs freilich unvollendeter, nicht ganz glücklichen allgemeinen Bewaffnung des Jahrs 1809 lagen Beispiele vor Augen. **L a n d - w e h r** — das Wort rief Stein mit Tausenden wackeren deutschen Männern aus, in Königsberg rief er es als eine gebotene Notwendigkeit aus.

Hierbei sind nun verschiedene Namen genannt: der Minister D o h n a, der Präsident S c h ö n, der vormals preussische Oberst C l a u s e w i t z, noch in russischen Diensten, aber damals in Königsberg anwesend. Er und Friedrich Graf Dohna waren ja von Petersburg auch als geheime Sendboten nach Kurland zum General York für die Bewirkung seines Übertritts abgeschickt gewesen. In Preussen standen die Dinge ja jetzt in der grossen Bebung, Hebung und Schwebung aller Menschen und Verhältnisse, ungefähr so, wie wann ein Vulkan zu rauchen beginnt, und man nicht weiss, ob sein verderblicher Rachen befruchtenden Staub oder verderblichen Schlamm und Gestein über die Fluren ausspeien wird — kurz, wenn man von der Errichtung der Landwehr in Preussen spricht, kann man wirklich mit Recht sagen: Auerswald, Alexander Dohna und York standen an der Spitze und mit der Leitung und Führung aller preussischen Dinge, aber nach meinen Erfahrungen und Erkundungen wird das Endresultat sein: Graf Alexander Dohna ist dafür der Allereifrigste gewesen und Oberst Clausewitz, einer von Scharnhorsts Lieblingsschülern, hat nebst dem braven Major Grafen Ludwig Dohna die einzelnen Artikel der Landwehrordnung mit Kriegsmannseinsicht wohl vorzüglich entworfen und geordnet. Graf Ludwig Dohna, Alexanders und Friedrichs Bruder, ein teurer mir unvergesslicher Mann, hat vor vielen andern zur ersten Gestaltung und Ausbildung der preussischen Landwehr gewirkt und gearbeitet. Er mit 15 000 tapfern Wehren in Gemeinschaft mit einer ungefähr gleichen russischen Schar, die der Herzog Alexander von Württemberg befehligte, hat Danzig berennt und umzingelt, bis es durch Hunger zur Übergabe genötigt worden. Hier hat er aber so viel Not und Ärger gehabt, russischen Übermut zu dämpfen und der Ausplünderung und Verwüstung des Landes durch diese Bundesgenossen zu wehren, endlich die Russen nicht zu den Meistern und Herren des Weichselschlüssels bei seiner Übergabe werden zu lassen, dass der herrliche Mann in kräftigster Jugend für sein Vaterland ein schönstes Opfer geworden ist.

Der Graf bemerkte, dass bei der Übergabe der russische Feldherr mit seiner liederlichen, sehr zusammengeschmolzenen Schar in Alexanders Namen in die Tore wollte, er kam ihm mit seinen tapfern Landwehren zuvor und besetzte die preussische Stadt geschwindest mit seinen Preussen. Darüber so ärgerliche Auftritte mit dem russischen General, der auch seinen Prinzen und höheren Titel geltend machen wollte, dass er stracks nach dieser tapfern Tat erkrankte und am Nervenfieber starb.

Dieser Name Ludwig Graf Dohna werde nimmer von keinem tapfern Preussen vergessen. Wäre Prinz Alexander mit seinen Russen zuerst in die Festung eingerückt und hätte Besitz genommen, wer weiss, ob der Pariser und Wiener Frieden und Kongress

oder irgend ein anderer Kongress, der nicht mit Kanonen geführt wird, sie jemals wieder daraus gebracht hätte? Danzig ist gar ein süsser, appetitlicher Weichselschlüssel und der Eingang und Schluss zur Herrschaft über Polen und Preussen.

Die Brüder Dohna alle — einer, Graf Fabian Dohna focht damals in Spanien unter Wellington gegen die Franzosen — alle Dohnas, ihr vortrefflicher Ältester, der Minister Alexander, voran, standen auf der höchsten Höhe der Zeit, und ihr Haus und die Gefreundeten und Genossen desselben bildeten in der Königsberger Gesellschaft die Blütenkrone; die eigentliche Blumenkönigin der Freude und Begeisterung war aber die herrliche Gräfin Julie, Friedrich Dohnas Gemahlin, Scharnhorsts ähnlichste und ganz von seinem Geist durchwehte Tochter, in Gestalt und Gesinnung und auch in mancher äusserlichen Art des edlen Vaters Ebenbild, schlank, blond und schön, sie mit den wirklichsten, schönen, himmelblauen Thusneldaugen, wie man sie von einer Tochter des Harzes und der Weser aus dem Cheruskerlande her, wo Scharnhorsts älterliches Bauernhaus stand, sich so gern einbildet, und wie da schöne, blondlockige Bauerndirnen auch heute noch zu schauen sind.

Hier ging auch Schön viel aus und ein, und hier lernte ich auch zwei Männer kennen, welche später in Bonn meine Amtsgenossen werden sollten, nämlich Hüllmann und Delbrück und den seit Herders und Kants Königsberger Tagen berühmten Kriegsrat Scheffner, den schönen, schon schneeweissen Greis, welcher damals in keiner guten, begeisterten Gesellschaft fehlen durfte. Ausser diesen war mein alter Freund Motherby da und die beiden Brüder Nicolovii, welche auch ein lebendiges Haus machten. Es war auch wohl seit Jahrhunderten kein lebendigeres Leben in Königsberg gewesen als in den ersten Monaten dieses Jahres 1813. —

Die Namen vieler wackern Jünglinge stehen noch mit hellsten, goldensten Buchstaben auf der schon sehr gebleichten und beamosten Tafel meines alten Gedächtnisses geschrieben:

Von diesen wackern Jünglingen sind F r i c c i u s und F a h r e n h e i t mir dreissig, vierzig Jahre später treueste Freunde und Genossen geblieben und haben mich zuweilen noch in meiner Hütte am Rhein besucht. Fahrenheit war einer der reichsten preussischen Schlossbesitzer, ist nebst seinem Freunde, dem Oberpräsidenten von Schön, für manche schöne Stiftungen und Gründungen in Preussen ein treuer Arbeiter und Helfer gewesen. Friccius, ein Altmärker, unweit Stendals gebürtig, in Königsberg als ein junger Sachwalt lebend, verliess sein schönes, jugendliches Weib und ein zartes Kind und zog als Offizier der Landwehr mit gegen Westen, focht alle blutigsten Schlachten, bei Dennewitz, Leipzig, Laon usw. mit, führte als Oberst im zweiten Jahr schon ein Bataillon

und hat die Taten seiner tapfern Kameraden in schönen Büchern beschrieben, schaut nun auch schon seit zwei Jahren gewiss von einem besseren Stern auf uns und unsern kleinen Erdball herab.

Eine der merkwürdigen Erscheinungen war der Geheime **Kriegsrat Scheffner**, wie ein Königsberger Orakel geehrt, noch ein Übriger aus jener berühmten Schar der Königsberger Geister, der Herder, Hamann, Kant, Hippel, jetzt schon hoch in den Siebenzigen, mit schneeweissen Locken, seinen schlanken, hohen Leib noch gerade tragend, und durch Lebendigkeit und Witz Königsbergs Lust und Ehre; ja, geistreich und witzig, sprudelnd und sprühend von geistreichen Spielen und Einfällen war der liebenswürdige Greis.

Scheffner war ein Ehrenmann, von den Matten und Feigen wegen seines Witzes gefürchtet. Er gehörte zu den geistreichen Menschen, die darin einem echten Kieselstein gleich sind, dass sie nur durch Draufschlagen Feuer geben.

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln geprickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig, er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte, aber in der Missstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhaftester, heftigster, zornigster Mann, sondern er hatte bei grosser körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonsleute l'air d'un baron nennen. Er war von Gottes Gnaden der Unüberwindlichmutige, er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichsunmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in seiner Treuerzigkeit und Gradheit und seinem christlichen und deutschen, schönen Gemeingefühl mit allem Volk nimmer ganz unterging. Ich für mein Teil bin dadurch nie gestört worden, doch stiessen die edlen Männer Schön und Niebuhr, beide homines novi oder novissimi, sich zuweilen daran und beschwerten sich oft bitter darüber. —

Ich lebte in **Reichenbach** nicht bloss ein unruhiges und kämpfvolles und arbeitsvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten, sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die zwanzig, fünfundzwanzig Jahre jünger waren als ich. Da waren manche der fröhlichen Freiwilligen, auch einige Jünglinge, welche ich von Berlin aus schon gekannt hatte, unter andern mein tapftrer, ritterlicher Freund **Karl Sack**, damals Offizier in der königlichen Leibwache, später an der Bonner Hochschule mein Amtsgenoss; dann erschienen an Schön eng angeschlossen zuerst **Max von Schenkendorf**, der Preusse, und mein Dresdner **Theodor Körner** mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Überfall, den die Franzosen mit dem württembergischen Reiterregiment von Nor-

mann mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangener abgeführt, hatte sich jedoch zu befreien gewusst, und kam jetzt nach Reichenbach bei seinem Paten Gessler wohnen und seine Wunde ganz verharren zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung, war vielleicht damals noch etwas jung.

Auf meiner Weiterreise vernahm ich in einem kleinen Flecken unweit Mühlberg, in einem kleinen Wirtshause wohne mein lieber Körner mit den Seinigen, der sich vor der Belagerung aus Dresden weggemacht hatte. Ich sah die guten Menschen, wir freuten uns gegenseitig, und ihr Erstes zu mir waren Fragen wegen ihres Theodors, ob ich nichts Neues von den Lützowern zu erzählen wisse? Ich musste Nein antworten. Sie waren nämlich in Angst, hatten von Gefechten in Mecklenburg und von Verwundung des Sohns Gerüchte vernommen. Sie gaben mir Briefe an ihre Freunde in Leipzig mit und die Bitte baldigster Meldung, wenn ich über den Sohn etwas erfahren könne. Ach! ich musste ihnen nur zu bald die Trauerbotschaft schreiben: „Euer Sohn ist durch eine Kugel gefallen und liegt in Mecklenburg im Schatten einer deutschen Eiche begraben.“ —

Im Sommer des Jahrs 1815 kam Stein nicht lange vor seiner zweiten Fahrt nach Paris in Köln an, wo ich damals sass. Er schickte einen Bedienten, ich möge nach dem Dom kommen, wo ich ihn finden werde. Da kam auch sein Adjutant Eichhorn eben frisch aus Berlin auf einen Morgenruss zu mir, im Begriff nach Paris weiter zu gehen, wo er als des preussischen Ministers Freiherrn Altenstein Adjutant wirken sollte. Altenstein war nämlich als ein sehr wissenschaftlicher Mann dem Staatskanzler besonders empfohlen, um aus der grossen französisch-napoleonischen Löwenhöhle Paris den Raub deutscher Denkmäler, Bibliotheken, Urkunden usw. wieder herauszuholen, ein Diebsraub, welchen das erste gebildetste Volk Europas, wie es sich immer betitelt, mit der schamlosesten Habgier aus allen Ländern zusammengeschleppt hatte. Ich sagte ihm: Stein ist da, wir finden ihn im Dom — und wir gingen flugs dahin. Er begrüßte uns auf das allerfreundlichste — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm grösste Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, Wolfgang Goethe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu gross.“ Wunderbar gingen die beiden deutschen Grossen hier nebeneinander her wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht; so war es auch im Gasthause am Teetisch, wo Goethe sich meistens sehr schweigsam hielt und sich früh auf sein Zimmer zurückzog.

Als der grosse deutsche Krieg im Frühling 1813 begann, bemerkte ich nicht zu meiner Lust, dass Stein von den preussischen Kriegern viel weniger erwartete, als von seinen Österreichern und Böhmen des Jahres 1809; er war mit einem gewissen Ekel und Abgeschmack gegen gewisse kleinliche Umtriebe und Zettelungen kleinlichster und kümmerlichster Junkerei von Brandenburg und Hinterpommern im Jahre 1809 aus Preussen geschieden. Als nun aber im Herbst 1813 von den Preussen die blutigen, gewaltigen Schlachten geschlagen wurden, als alles preussische Volk auf Leben und Tod gewaffnet und siegreich dastand, da war der alte Stein seiner Jünglingsjahre wieder ganz da, der nur dem grossen Könige Fritz hatte dienen gewollt, weil durch seine Taten der deutsche Name wieder über alle Welt hinausklang, da ward er wieder vom Kopf bis zum Fuss ein Preusse und sah in Preussens Erhebung und Vergrösserung nur die künftige Grösse und Stärke des deutschen Vaterlandes. Und eben weil er in Preussen die beste deutsche Zukunft sah, stand er auch in der verwickelten, polnisch-russischen Sache für Preussen und den König von Preussen. Und wer war und wie war dieser König?

Friedrich Wilhelm der Dritte, von Gott und Natur zu einem schönen, stattlichen Mann geschaffen, war nach der Sage der Menschen in seiner frühesten Jugend durch eine verkehrte Erziehung unterdrückt worden, wodurch in mancher Beziehung eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit entstanden war, welche der festen, zuversichtlichen Haltung der Höchstgeborenen, die zur Herrschaft berufen sind, immer schadet. Es fehlte dem Herrn bei vielen schönen Eigenschaften an Selbstvertrauen. Wie gesagt, er war von Gottes Gnaden schön von Gestalt, hatte ein grades, mutiges, festes, echt hohenzollersches Herz und war ein frommer Christ ohne Alfanz und Heuchelei. Er hatte noch ein Grosses: er hatte nicht bloss das Paradespiel als Schauspiel spielen gelernt — nein, er hatte einen wirklichen Kriegsblick, einen Feldherrnblick gewonnen. Wir wissen, die drei grossen Herrscher zogen mit den Heeren auf den grossen Kriegsstrassen durch Deutschland und Frankreich; im ganzen haben sie durch ihre Anwesenheit nach der Klage und dem Urteil der Feldherren, die vor und unter ihnen wirken sollten, durch ihre Anwesenheit wohl viel mehr geschadet als genützt, doch dem preussischen Friedrich Wilhelm verdankte man in dem Augenblick, wo im Herbst 1813 das Letzte auf der Spitze stand, vor allen die grosse Entscheidung. Bei Kulm in Böhmen sah sein Blick, diesmal ein rechter preussischer Adlerblick, dem Heere des französischen Marschalls Vandamme gegenüber den Punkt, wovon der Sieg abhing, und führte auf eine Höhe, deren die Franzosen sich bemächtigen wollten, zwei russische Garderegimenter und ein österreichisches Kürassierregiment,

welche die wälschen Reihen durchbrachen und zusammenhieben. So ward nach zwei blutigen Tagen Vandammes Heer vernichtet oder gefangen. Was wäre es geworden nach der Niederlage bei Dresden, wenn auch hier Napoleons Entwürfe gelungen wären? O vielleicht der allerjämmerlichste Friede.

Der König hatte demnach die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten Erscheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit; er war der trauernde Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise, sei durch die Wut und den Jammer der Zeit in der Blüte ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getötet worden. Seit jenem Jahre 1810, wo sie in ihrer mecklenburger Heimat starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt; er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 1814, 1815 kaum mit seinem Volke freuen können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigne Herz zurückgezogen.

So war seine Lebenslust zerknickt, vieles von seiner Schnellekraft zerbrochen, und er hat in einer gewissen gleichgültigen Erstarrung seitdem in seiner Umgebung vieles geduldet, was er als König hätte von sich stossen sollen, hat Menschen um sich und mit sich wirken und handeln lassen, die er im Herzen nicht achtete, und die einem so graden und treuen Charakter nimmer hätten nahe kommen sollen.

Stein trat nach dem Wiener Kongress nicht wieder in die grosse, weite, bunte Öffentlichkeit des Lebens hinaus; er blieb zu Hause.

Aber stillsitzen, im stillsitzenden Genuss eines reichen Schlossherrn, der sich mit Reiten und Jagen, mit Schmäusen und Festgelagen zu Hause und bei den Nachbarn der guten Tage genug machen gekonnt hätte — das konnte dieser Mann nicht. Da er keine grosse, ministerliche oder diplomatische Tat mehr tun konnte noch tun wollte, so sann er sogleich, als ihm ein erster Ruhetag des getümmelvollen Lebens erschienen war, doch wieder auf eine recht tüchtige, deutsche Tat: auf die Sammlung und Herausgabe der Urkunden und Schriftdenkmäler der deutschen Geschichte des Mittelalters. Da habe ich den Mann gesehen in seinem nassauischen Siegesturm, auf dem Stuhl sitzend, worauf meine Kleinigkeit zuweilen ruht, die alten, deutschen Tröster seiner Bibliotheca selecta vor sich aufgeschlagen und Noten machend oder aus ihnen herausziehend, auch in Literaturgeschichten und Katalogen mühsam hin- und hersuchend, einen mannigfaltigsten, weitläufigsten Briefwechsel mit Hinz und Kunz führend und durch Bitten, An-

träge, Anfragen und Umhertastungen an Geld und Wissenschaft reiche und ausgezeichnete Förderer und Gehilfen seines schönen Unternehmens suchend. Endlich hat er in Doktor Pertz in Hannover den tüchtigsten Gehilfen gefunden, der als Anführer und Feldmarschall dieses kühnen Unternehmens seine schöne Tat noch heute treu und rüstig fortsetzt.

Ich bin ein lebendiger Zeuge, wie traulich und freundlich dieser allerdings grosse Baron mit seinen Bauernnachbarn gelebt und verkehrt hat. Wie oft bin ich mit ihm auf unsern Spaziergängen in die Häuser dieser guten Bauern gegangen, wo wir uns nach Landessitte haben bewirten lassen. — So war er, war und fühlte sich glücklich, solche freie, reiche Bauern um sich zu haben, wie er denn von Natur und aus Christengefühl der Freund und Beschützer aller Kleineren und der stille, verschwiegene Wohltäter der Armen war.

Es war eine wahre Lust zu sehen und zu hören, wie der alte Ritter seine Schwiegersöhne in seine edlen, freien Grundsätze einzuweihen suchte, immer von dem Satz als von dem Hauptsatz ausgehend, dass der Schlossherr nichts besseres sein solle als der erste, freie, germanische Bauer, der an altem ritterlichen Rechte festhalten, der Verteidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue allen und besonders den Armen sich immer bereit und hilfreich zeigen müsse. Der Schlussvers der Lehre war immer: Ein Edelmann sei nicht geboren, auf seinen Schlössern und Gütern bloss wie ein blanker Herr mit den Rittersporen zu prunken und zu prassen und mit Jägern und Stallknechten sein Leben abzuspielen, sondern sein Beruf sei, in Arbeit und Sorge für alles Volk, im Kriege und im Frieden, in Rat und in Tat der Vorderste zu sein. Das war er gewesen.

Dieser deutsche Ritter hielt einen recht anständigen, ritterlichen Tisch, man möchte fast sagen, einen echt deutschen, ritterlichen Tisch; denn fast immer war des Wildprets und Geflügels die Fülle da. Freilich war niemand der deutschen Schwelgerei fremder als unser Freiherr. Er zündete sein Licht und Leben nicht an überflüssig geleerten Pokalen an, um gegen die Nacht ihre Funken auszusprühen, aber sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein. Nach dem Mittagessen in seiner Bibliothek und auf Spaziergängen im Abendschimmer durch Wald und Feld und Wiesen, dann an dem fröhlichen, lebendigen Teetisch mit seinen Kindern und Gästen, da blühte, leuchtete und blitzte er in seinen gesunden Tagen, da war selbst seine ernste Stille, wenn er nur so heiter und fromm unter uns sass, mit einer wundersamen Klarheit und Heiterkeit übergossen: seine freundlich blitzenden Augen, seine breite, hoch zurückgewölbte, leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist gelagert waren.

Rührend und wahrhaft erbaulich ist mir der Mann gewesen, als ihm sein Gemahl heimgegangen war, und er da unter seinen Töchtern einsam sass mit dem Gefühl, dass er nun allein ihr irdischer und himmlischer Führer und Wegweiser durchs Leben sein solle, wie er da mild und freundlich und still wie ein Kind von himmlischen Dingen zuweilen ein Wörtchen mit ihnen sprach und seine gewaltige Natur bändigte und säufte. Wie er Gott, den gewaltigen Gott, den furchtbaren, allmächtigen, in den rauhen Stürmen seines Lebens und in dem siegreichen Donner der blutigen Schlachten erkannt und geglaubt hatte, so war der stille, freundliche Gott des Friedens in der stilleren Zeit auch immer um ihn, wandelte mit ihm durch das Rauschen seiner Wälder, brauste in seinen Strömen und Bächen und säuselte im Laube der Büsche auf die Bänke herunter, worauf er im Abendrot im Walde oder Garten auf Gottes Stimmen zu lauschen schien — da immer so ganz still, wie ein stiller Sommerabend selbst ist; mit dem Sitzen verstummte gewöhnlich das Gespräch. Wie oft habe ich ihn mit gefalteten Händen gesehen, mit stillen, sanften Zügen, selbst wenn er von der Zeit und von ihren grossen Wechseln sprach, die wir miteinander erlebt hatten, wobei sonst auch wohl Namen genannt zu werden pflegten, wobei neben oder nach Erinnerung an die Leitung der Vorsehung auch wohl häufig Verwünschungen und Ausspeiungen folgten. In Sehnsucht nach dem Verlorenen oder durch Dummheit, Feigheit, Hinterlist Verspielten und Verschwendeten von den sieghaften Gaben Gottes, in dem Gedanken, was gewonnen gewesen und durch die Schlechtigkeit der Menschen nicht festgehalten war, sprach er doch in Erinnerung des Elends und der Schande, woraus wir erlöst waren, und in dem Gefühl, dass wir wieder im Schatten eigner Bäume sitzen und beten konnten: „Lieber Freund, wir haben doch viel gewonnen, Gott wird ja weiter helfen,“ dann auch wohl wieder in einem andern Sinn und nach einer andern Seite hin gewandt: „Diese Welt ist einmal eine böse Welt, wo die Schelme oft oben schwimmen; man sehnt sich oft dahin, wo es besser ist; ich hoffe doch dahin zu kommen, wo man immer in Gesellschaft von ehrlichen Leuten lebt und einem nicht so viele Schelme und feige Schurken begegnen, als einem hier oft den Weg versperren wollen.“

Ja, er sah und glaubte Gott in allem, und wann das erste Ungestüm seines Herzen gestillt war, dann ergab, besänftigte und erheiterte er sich. Es ist gewiss, dieser sehr ernst und stark geborne Mensch hat wie sein grosser Schulmeister Doktor Martin Luther wohl von Jugend auf Gott als einen Gewaltigen und Gottes Geschenke als gewaltige Dinge gefühlt. Ich sage: das ist gewiss, denn er hat mir hundertmal die augenscheinlichen und handgreiflichen Zeichen davon gegeben. Wann wir auf unsern Spaziergängen einem armen, gebückten Alten, einem unglücklichen Krüppel oder irgendeinem jäm-

merlichen Bettler begegneten, der nach dem gnädigen Freiherrn die Hände ausstreckte, so holte dieser Freiherr, der für solche Fälle fast immer etwas bei sich hatte, ihm die Gabe aus der Tasche und gab sie still hin. Nie sprach er dabei ein Wort, sondern verlor vielmehr das Wort, wenn der Unglückliche nicht eben ein Bekannter war; es zog dann meistens eine sehr ernste Wolke über sein Gesicht, und er stand wohl mehrere Minuten still: es war, als sei das Menschen-geschick an uns vorübergegangen, der alte Spruch *res sacra miser*.

Also gar kein Maulchristentum, Allerwenigstes von Mundchristentum bei ihm; breites Gespräch über Religion möchte er überhaupt nicht und ward gegen Mundchristen leicht ungerecht. Ich meine hier gute, fromme Menschen, die sich eine gewisse Art über das Himmelreich und die Erlösung zu reden oft als eine Gewohnheit zugelegt haben und dabei doch keinen Schalk im Herzen tragen, sondern wirklich fromm und ehrlich sind, aber gewiss nicht fromm sind mit der Steinschen Felsenstärke des Glaubens an Gott und an die Führung der menschlichen und irdischen Dinge durch Gott. Ich habe Stein im Hause und in der Familie nicht beten gesehen; wenn man zuweilen in der Frühe in sein Studiolo kam, wo unter den weltlichen Büchern etwa die Bibel, ein Gesangbuch usw. aufgeschlagen lag, flugs machte er es zu und legte es weg. Er hasste und verachtete in allen Dingen den Schein, wie vielmehr den Schein des Scheins.

Stein starb den 29. Juni 1831. Seine Leiche ward durch Köln und Bonn zur Gruft seiner Väter nach Frücht abgeführt. Ich bin ein halbes Stündchen auf der Strasse nach Godesberg hin hinter ihr hergegangen. Mögen alle Deutsche nicht seiner Leiche, sondern seinem Geiste nachfolgen! Tacitus erzählt uns, Arminius sei als der Sieger und Retter seines Volks nach seinem Tode in Liedern gefeiert worden; wir wissen, wie des germanischen Helden, des grossen Ostgoten Theoderich Taten in allen Landen auf den Schild des unsterblichen Ruhms gehoben worden sind, wie sie noch heute in den äussersten Inseln des Weltmeers, auf den Schafinseln, in Liedern erklingen. Stein ist unser zweiter Arminius gewesen, von Gott geschaffen, der Beweger, Lenker und Begeisterer grosser Taten und Siege zu werden. Sein Gedächtnis wird unsterblich leben. Er war Deutschlands politischer Martin Luther, er war dies auch seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern. So wenig Luther in seinen Tagen sein grosses, deutsches Werk der Kirchenbesserung und durch diese die hohe Kräftigung und Einigung seines Volks nicht vollbringen gekonnt hat, so wenig ist auch Steins grosser Gedanke der Einheit, Macht und Majestät des edelsten, grössten Volks der neuen Geschichte nicht vollbracht worden. Aber Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seinen Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden,

was als ein stolzer politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!

Bonn im Wintermond 1858.

Aus den Reden an die deutsche Nation.

Von: Johann Gottlieb Fichte.

Aus der achten Rede.

Man hat erlebt, dass Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Ein ursprüngliches Volk bedarf der Freiheit und erträgt in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muss.

Sodann muss sie es sein, die den Staat darin regiert, dass sie ihm selbst einen höhern Zweck setzt denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigentums, der persönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlseins aller. Für diesen höhern Zweck allein, und in keiner andern Absicht, bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im blossen Begriffe, Eigentum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlsein, ja die Fortdauer des Staats selbst auf das Spiel zu setzen, ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des Beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staats erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. Wenn aber der gleichmässige Fortgang des Staatslebens in Gefahr gerät, und es nun gilt, über neue nie also dagewesene Fälle zu entscheiden: dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen an das Ruder stellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewissheit zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuten und den Widerstrebenden zu zwingen, dass er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höhern Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfasst, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Die Verheissung

eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheissung ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte und siegte. Im Glauben an diese Verheissung kämpften die deutschen Protestanten. Wussten sie etwa nicht, dass auch mit dem alten Glauben Völker regiert und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könnten, und dass man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschlossen denn also ihre Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligtum ihres Gemüts eindringen und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein sie ihrer Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also auch ihre eigene Seligkeit war es nicht, für die sie kämpften: dieser waren sie schon versichert; die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungeborenen Enkel und aller noch ungeborenen Nachkommenschaft war es: auch diese sollten auferzogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten teilhaftig werden des Heils, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde: für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, verspritzten sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Bekennen wir gern, dass ihr Glaubensbekenntnis nicht das einzige und ausschliessende Mittel war, des Himmels jenseit des Grabes teilhaftig zu werden: so ist doch dies ewig wahr, dass mehr Himmel diesseit des Grabes, ein mutigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde und eine freiere Regung des Geistes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen ist, und die Nachkommen ihrer Gegner ebensowohl als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag geniessen.

In diesem Glauben setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren sich der herandrängenden Weltherrschaft der Römer mutig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Rutenbündel und Beile im Überfluss? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen teilnehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten Beweise der gepriesenen römischen Clemenz? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung? Keine von

allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, inwieweit es ohne Verlust ihrer Eigentümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller lässt es ihre Anführer also aussprechen: „Ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden?“ Freiheit war ihnen, dass sie eben Deutsche blieben, dass sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich ihrem eigenen Geiste gemäss zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäss auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und dass sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzen; Sklaverei hiessen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müssten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, dass jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und dass ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, dass sie da ist so wie sie da ist. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, dass wir noch Deutsche sind, dass der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind.

Diese und alle andern in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte: und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiss über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird.

Aus der zwölften Rede.

Da das Geschlecht, wie es erforderlich ist, noch nicht gegenwärtig ist, sondern erst heraufgezogen werden soll, so entsteht die näherliegende Frage: Wie sollen wir uns auch nur durch diesen

Zwischenraum hindurchbringen? Wie sollen wir, da wir nichts Besseres können, uns erhalten wenigstens als Boden, auf dem die Verbesserung vorgehen, und als den Ausgangspunkt, an welchen dieselbe sich anknüpfen könne?

Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige alles in sich fassende Antwort diese: wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloss leichtsinnigerweise und nur zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserm übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen; Leben und Denken muss bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäss werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unsrer Sprache keinen besondern Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Wir müssen zuvörderst über die grossen Ereignisse unsrer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigener Bewegung unsrer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entschiedenes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierher fallenden Fragen verschaffen; jeder, der den mindesten Anspruch auf Bildung macht, soll das. Jene Achtlosigkeit auf das, was unter unsern Augen vorgeht, und die künstliche Ableitung der allenfalls entstandenen Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, wäre das Erwünschteste, was einem Feinde unsrer Selbständigkeit begegnen könnte. Ist er sicher, dass wir uns bei keinem Dinge etwas denken, so kann er eben, wie mit leblosen Werkzeugen, alles mit uns vornehmen, was er will: die Gedankenlosigkeit eben ist es, die sich an alles gewöhnt, wo aber der klare und umfassende Gedanke und in diesem das Bild dessen, was da sein sollte, immerfort wachsam bleibt, da kommt es zu keiner Gewöhnung.

Die Erzeugung einer solchen festen Meinung und die Vereinigung und das gegenseitige Sichverstehen mehrerer über diesen Gegenstand wird, so wie es unmittelbar die Rettung ist unsers Charakters aus der unserer unwürdigen Zerflossenheit, zugleich auch ein kräftiges Mittel werden, unsern Hauptzweck, die Einführung der neuen Nationalerziehung, zu erreichen. Besonders darum, weil wir selber, sowohl jeder mit sich als alle untereinander, niemals einig

waren, heute dieses und morgen etwas anderes wollten und jeder anders hineinschrie in das dumpfe Geräusch, sind auch unsere Regierungen, die allerdings und oft mehr, als ratsam war, auf uns hörten, irregemacht worden und haben hin und her geschwankt ebenso wie unsre Meinung. Soll endlich einmal ein fester und gewisser Gang in die gemeinsamen Angelegenheiten kommen: was verhindert, dass wir zunächst bei uns selbst anfangen und das Beispiel der Entschiedenheit und Festigkeit geben? Lasse sich nur einmal eine übereinstimmende und sich gleichbleibende Meinung hören, lasse ein entschiedenes und als allgemein sich ankündigendes Bedürfnis sich vernehmen, das der Nationalerziehung, wie wir voraussetzen: ich halte dafür, unsere Regierungen werden uns hören, sie werden uns helfen, wenn wir die Neigung zeigen, uns helfen zu lassen. Wenigstens würden wir im entgegengesetzten Falle sodann erst das Recht haben, uns über sie zu beklagen; dermalen, da unsre Regierungen ungefähr also sind, wie wir sie wollen, steht uns das Klagen übel an.

Aus der dreizehnten Rede.

War nicht im Mittelpunkte von Europa die übermächtige deutsche Nation rein geblieben von dem allgemeinen Raub und von der Ansteckung mit der Lust danach? Wäre nur diese zu Einem gemeinschaftlichen Willen und Einer gemeinschaftlichen Kraft vereinigt geblieben, hätten doch dann die übrigen Europäer sich morden mögen in allen Meeren und auf allen Inseln und Küsten: in der Mitte von Europa hätte der feste Wall der Deutschen sie verhindert, aneinanderzukommen, hier wäre Friede geblieben, und die Deutschen hätten sich, und mit sich zugleich einen Teil der übrigen europäischen Völker, in Ruhe und Wohlstand erhalten.

Es war dem nur den nächsten Augenblick berechnenden Eigennutze des Auslandes nicht gemäss, dass es also bliebe. Sie fanden die deutsche Tapferkeit brauchbar, um durch sie ihre Kriege zu führen, und die Hände derselben, um mit ihnen ihren Nebenbuhlern die Beute zu entreissen; es musste ein Mittel gefunden werden, um diesen Zweck zu erreichen, und die ausländische Schlaueit siegte leicht über die deutsche Unbefangenheit und Verdachtlosigkeit. Das Ausland war es, welches zuerst der über Religionsstreitigkeiten entstandenen Entzweiung der Gemüter in Deutschland sich bediente, um diesen Inbegriff des gesamten christlichen Europa im kleinen aus der innig verwachsenen Einheit ebenso in abgesonderte und für sich bestehende Teile künstlich zu zertrennen, das Ausland wusste diese also entstandenen besondern Staaten im Schosse der Einen Nation, die keinen Feind hatte denn das Ausland selbst und keine Angelegenheit denn die gemeinsame, gegen die Verführungen und die Hinterlist dieses mit vereinigtter Kraft sich zu setzen — es wusste diese ein-

ander gegenseitig vorzustellen als natürliche Feinde, gegen die jeder immerfort auf der Hut sein müsse, sich selbst dagegen darzustellen als die natürlichen Verbündeten gegen diese von den eigenen Landsleuten drohende Gefahr. Nur durch dieses künstliche Bindungsmittel wurden alle Zwiste, die über irgend einen Gegenstand in der Alten oder Neuen Welt sich entspinnen mochten, zu eigenen Zwisten der deutschen Stämme untereinander; jeder aus irgend einem Grunde entstandene Krieg musste auf deutschem Boden und mit deutschem Blute ausgefochten werden.

Fremd ist dem Deutschen die in unsern Tagen so häufig gepredigte Freiheit der Meere; Jahrhunderte hindurch, während des Wetteifers aller andern Nationen, hat der Deutsche wenig Begierde gezeigt, an derselben in einem ausgedehnten Masse teilzunehmen, und er wird es nie. Auch bedarf er derselben nicht. Sein reichlich ausgestattetes Land und sein Fleiss gewährt ihm alles, dessen der gebildete Mensch zum Leben bedarf; an Kunstfertigkeit, dasselbe für den Zweck zu verarbeiten, gebricht es ihm auch nicht; und um den einigen wahrhaften Gewinn, den der Welthandel mit sich führt, die Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnis der Erde und ihrer Bewohner, an sich zu bringen, wird es sein eigener wissenschaftlicher Geist ihm nicht an einem Tauschmittel fehlen lassen. Möchte Leichtgläubigkeit und die Sucht, auch fein und vornehm zu leben wie die andern Völker, uns nicht die entbehrlichen Waren, die in fremden Welten erzeugt werden, zum Bedürfnisse gemacht haben; möchten wir in Absicht der weniger entbehrlichen lieber unserm freien Mitbürger erträgliche Bedingungen haben machen, als von dem Schweisse und Blute eines armen Sklaven jenseits der Meere Gewinn ziehen wollen: so hätten wir wenigstens nicht selbst den Vorwand geliefert zu unserm dermaligen Schicksale und würden nicht bekriegt als Abkäufer und zugrunde gerichtet als ein Marktplatz. Gründlichkeit, Ernst und Gewicht unserer Denkweise wird, wenn wir sie einmal besitzen, auch hervorbrechen in unserm Leben. Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen: es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.

Tief verächtlich machen wir uns dem Auslande, wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer den andern, deutsche Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinschaftliches Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen. Zuvörderst sind alle Anklagen dieser Art grösstenteils unbillig, ungerecht, ungegründet. Die Ursachen, die Deutschlands letztes Schicksal herbeigeführt haben, sind seit Jahrhunderten bei allen deutschen Stämmen ohne Ausnahme auf die gleiche Weise ein-

heimisch gewesen; die letzten Ereignisse sind nicht die Folgen irgend eines besonderen Fehltrittes eines einzelnen Stammes oder seiner Regierung, sie haben sich lange genug vorbereitet. Hierin ist die Schuld oder Unschuld aller wohl gleich gross, und die Berechnung ist nicht wohl mehr möglich. Bei der Herbeieilung des endlichen Erfolgs hat sich gefunden, dass die einzelnen deutschen Staaten nicht einmal sich selbst, ihre Kräfte und ihre wahre Lage kannten: wie könnte denn irgend einer sich anmassen, aus sich selbst herauszutreten und über fremde Schuld ein auf gründliche Kenntnis sich stützendes Endurteil zu fällen? Am allertiefsten endlich erniedrigtes uns vor dem Auslande, wenn wir uns darauf legen, demselben zu schmeicheln. Ein Teil von uns hat schon früher sich sattsam verächtlich, lächerlich und ekelhaft gemacht, indem sie den vaterländischen Gewalthabern bei jeder Gelegenheit groben Weihrauch darbrachten und weder Vernunft noch Anstand, gute Sitte und Geschmack verschonten, wo sie glaubten, eine Schmeichelrede anbringen zu können. Diese Sitte ist binnen der Zeit abgekommen, und diese Lobeserhebungen haben sich zum Teil in Scheltworte verwandelt. Wir gaben indessen unsern Weihrauchwolken, gleichsam damit wir nicht aus der Übung kämen, eine andere Richtung, nach der Seite hin, wo jetzt die Gewalt ist. Schon das erste, sowohl die Schmeichelei selbst, als dass sie nicht verboten wurde, musste jeden ernsthaft denkenden Deutschen schmerzen, doch blieb die Sache unter uns. Wollen wir jetzt auch das Ausland zum Zeugen machen dieser unserer niedrigen Sucht sowie zugleich der grossen Ungeschicklichkeit, mit welcher wir uns derselben erledigen, und so der Verachtung unserer Niedrigkeit auch noch den lächerlichen Anblick unserer Ungelenkigkeit hinzufügen? Es fehlt uns nämlich in dieser Verrichtung an aller dem Ausländer eigenen Feinheit; um doch ja nicht überhört zu werden, werden wir plump und übertreibend und heben mit Vergötterungen und Versetzungen unter die Gestirne gleich an. Dazu kommt, dass es bei uns das Ansehen hat, als ob es vorzüglich der Schrecken und die Furcht sei, die unsere Lobeserhebungen uns auspressen; aber es ist kein Gegenstand lächerlicher, denn ein Furchtsamer, der die Schönheit und Anmut desjenigen lobpreist, was er in der Tat für ein Ungeheuer hält, das er durch diese Schmeichelei nur bestechen will, ihn nicht zu verschlingen.

Aus der vierzehnten Rede.

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit,

in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süsse Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise, da zu sein. Es war bisher gegangen und ging ebenso fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir statt einer andern Widerlegung triumphierend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurchgegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt sein! Die angeborenen Vorurteile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden sein! Jene Dämmerung hält nicht mehr unsere Augen; sie kann uns aber nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloss als das, was wir selbst sind. Jetzt muss es sich zeigen, was dieses Selbst ist oder nicht ist.

Verweilt ein wenig mit euerm Blicke bei der Betrachtung, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland sein würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen und seinen Vorteil zu erkennen gewusst hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehr sind; und lasset euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edeln hierbei erfassen muss. Kehrt dann zurück zu euch selbst und sehet, dass ihr es seid, die die Zeit von den Irrtümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie den Nebel hinwegnehmen will, wenn ihr es zulasst, dass es euch verliehen ist wie keinem Geschlecht vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Geht ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Übel der Knechtschaft: Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und Übermut des Überwinders.

Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine einträgliche und ehrenvolle Fortdauer und seht noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr seht im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr seht diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die Letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiss sogar über die Gebühr verachteten Geschlechts, oder ob ihr der An-

fang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenkt, dass ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese grosse Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen; und wie lange wird es noch dauern, dass keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben und sie in eurer nächsten Umgebung auch äussern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsere sichere Überzeugung, dass der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde, und dass, wenn ihr nur wirklich denkt und nicht hingehet in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet, dass, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschafft und nicht in dem blossen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmütigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nötig ist, sich von selbst ergeben. Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das ausserhalb eurer selbst liegt, noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, dass die Zeitalter sich selbst machen ohne alles menschliche Zutun, vermittelt irgendeiner unbekanntes Kraft.

Dies ist's, was ihr zu tun habt; dies ohne Säumen zu tun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch J ü n g l i n g e. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, dass ihr noch fähiger seid eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens; und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter,

noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte. Ergreift sogleich die sich hier darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Beratung vorgelegten Gegenstand; die Klarheit, die in Einem Punkt für euch angebrochen ist, wird sich allmählich auch über alle übrigen verbreiten.

Diese Reden beschwören euch **Alte**. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehnte: alles ausser ihr selbst stimmt überein, sogar ihr selbst, jeder in dem Fache, das ihr nicht unmittelbar trifft, stimmt mit überein, dass, in allen Zweigen, in der Wissenschaft sowie in den Geschäften des Lebens, die grössere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höhern Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, dass jeder, der das Bessere und Vollkommenere wollte, ausser dem Kampfe mit seiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; dass ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht ebenso gemacht und gewusst hättet; dass ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet, und dass ihr keine Kraft ungebraucht liasset, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen, welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schosse uns darbot, so lange bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube, der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war und eure bisherige Verrichtung übernahm.

Euch **Alte** sonach und **Erfahrene**, die ihr die Ausnahme in der jetzigen Zeit macht, euch zuvörderst beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berätet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel seid, beschwören sie: helfen sollt ihr nicht, stört nur dieses einzigemal nicht, stellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten. Die Sache, so wie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach, welches auch unter die tausend Dinge gehört, die ihr nicht wisst. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben, denn ihr seid es ja, die uns bisher beraten haben. Dies ist nun, sowie alles andere, vergeben und soll euch nicht weiter vorgeückt werden. Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen und schweigt.

Diese Reden beschwören euch **Geschäftsmänner**. Mit wenigen Ausnahmen wart ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrte,

von Herzen feind; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinns oder der Rat, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht, über euch mit derselben Freimütigkeit sich zu äussern, weil sie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die: dass ihr mit wenigen Ausnahmen seichte Schwätzer seiet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurchgelaufen, blinde Zutapper und Fortschleicher im alten Gleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die Tat der Lüge und ergreift hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, lasst euch bedeuten und höret und lernet, was ihr nicht wisst, ausserdem behalten eure Ankläger recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte und Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch wert seid. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr gingt oft zu unbesorgt in dem Gebiete des blossen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschreibt euch eure eigene Welt und liesst die wirkliche zu verachtet und verschmäht auf der Seite liegen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine grosse Kluft. Diese Kluft auszufüllen, ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trifft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifere sich vielmehr jeder Teil von seiner Seite, dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, dass ihr beide untereinander euch also notwendig seid, wie Kopf und Arm sich notwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch wert seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesamt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters

ist der, dass es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so tun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder eurer selbst; weiset sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, dass ihr ebenso unwissend geboren werdet als wir andern alle, und dass ihr hören müsst und lernen, gleich wie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: ihr beherrscht Völker, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Möchtet ihr sie doch unbemerkt von ihnen beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns und dem stillen und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltener gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können: gewiss, o gewiss würde euch der Entschluss ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hilfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend und entscheidend halten. Lasset eure Räte sich beratschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen, nur dass es ebenso entscheidend sei. Die Überzeugung aber, dass etwas geschehen müsse, und auf der Stelle geschehen müsse, und dass die Zeit der halben Massregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber sei: diese Überzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervorbringen, indem sie zu euerm Biedersinne noch das meiste Vertrauen legen.

Euch Deutsche insgesamt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen mögt, beschwören diese Reden, dass jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und dass jeder dafür tue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, dass in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römi-

schen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertrittet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerührt habt! Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und gross und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Geht mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf und unsre Weisheit in Torheit. Euch ist das grössere Geschick zuteil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen und die rohe körperliche Gewalt insgesamt als Beherrschendes der Welt zu vernichten. Werdet ihr dies tun, dann seid ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer späteren Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. Rettet auch unsere Ehre! rufen sie euch zu. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durcheinander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde sich zu entwickeln und zu einem selbständigen Dasein emporzuwachsen, dafür floss unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das Letzte, worauf alle bisherige Entwicklung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberauschenden leeren Possenspiele, und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.

Es beschwören euch eure noch ungeborenen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schliesst mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, dass bei euch die Kette nicht abreisse; macht, dass auch wir uns eurer rühmen können und durch euch, als untadeliges Mittelglied hindurch, uns anschliessen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasst nicht, dass wir uns der Abkunft von euch schämen müssen als einer niedern, barbarischen, sklavischen, dass wir unsere Abstammung verbergen oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich ohne weitere Prüfung weggeworfen und zertreten zu werden.

Es beschwört euch selbst das A u s l a n d, inwiefern dasselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht und noch ein Auge hat

für seinen wahren Vorteil. Ja, es gibt noch unter andern Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, dass die grossen Verheissungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, dass die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesamte neuere Menschheit, rechnet auf euch. Ein grosser Teil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben, diese bei der Bildung, die sie von uns als das Unterpand eines höhern Glücks bekommen haben, — uns selbst auch für sie und um ihrer willen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neuentsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreissen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rates, unsers Beipiels, unserer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der Weltplan bei Erschaffung des Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwört euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpand der einstigen Wirklichkeit, recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Tier- und Pflanzenleben hinschlummern und jedes Auffluges in höhere Welten spotten: — darüber ein letztes Endurteil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Grösse sowie mit ihren Mängeln ist versunken, durch die eigene Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neuern Völkern ihr's, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschrift in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Geht ihr in dieser eurer Wahrheit zugrunde, so geht mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. Kennen wir denn nun ein solches dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen liessen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloss schwärmerisch meint und

hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dies war es, E. V., was ich Ihnen, als meinen Stellvertretern der Nation, und durch Sie der gesamten Nation, am Schlusse dieser Reden noch einschärfen wollte und sollte.

Aus: **Deutsches Volkstum**

Von: Friedrich Ludwig Jahn.

Landmannschaftsucht und Völkleinerei.

Alle Leiden, die seit dem Gedenken der Geschichte Deutschland betroffen haben, sind aus der Landmannschaftsucht und Völkleinerei entsprungen. Dadurch wurden immer die Deutschen entzweit, einsiedlerisch voneinander geschieden, mit Dünkel erfüllt, und die gemeine Sache ward fast nie allgemein begonnen und vollführt. Was im Grossen geschah, leisteten begeisterte Heilande, die das gesamte Volk aus dem alten Sündenwuste mit Schnellkraft fortrissen. Und so ging das Allgemeine von einzelnen aus, wenn deutsche Invölker aufstanden, sich über Landmannschaftsucht und Völkleinerei erhoben und als Vorkämpfer in die Schranken traten. Als Hermann sich wider die Völkertilger in den Krieg und die Schlacht wagte, folgte nur ein Teil des Nordwestens seinem Panire; Marbod sass mit der Macht des Ostens als Fischer im Trüben still; und die batavische Reiterei rötete die Weser mit Bruderblut. Das macht die deutsche Geschichte zum grossen Trauerspiele des Bürgerkrieges. Von Hermanns Ermordung an verfolgte uns der Fluch, dass aus Landmannschaftsucht und Völkleinerei die Deutschen dem aufsätzig waren, der nur die Einheit des Volks ahnen liess. So liessen sie die Brüder im Stich, die tatbegeistert ein grosses Werk begannen. Die Schweizer mussten sich allein aus der Zwingherrschaft ringen, die Niederländer allein ihre Freiheit erkämpfen und die heldengeistigen Ditmarsen der dänischen Übermacht erliegen. Preussen ward von Polen zerrissen, und nur durch die Brandenburger erhalten; Liefland, wo der königliche Heermeister Walther von Plettenberg dem ländertollen Zaren die Wage hielt, endlich von seinen Nachbarn verschlungen. Die Brandenburger retteten Deutschland von Schwedentränken und Schwedenbeilen; man gab durch unzeitige Friedensschlüsse noch andern Feinden Spielraum, und ihr grosser Kurfürst vermochte nicht allein, die Schweden über das Meer heimzuschicken.

Habsburger und Zollern, die ein und derselbe Hochgedanke hätte — verbrüdern sollen, die keine persönliche Geschlechter-

feindschaft trennte, deren Völker sich gegenseitig achteten — halfen sich nicht einander. — — — Das Nachspiel von Hohenstaufen und Welfen ward öfter blutig erneuert! Einmal, im Jahre 1770, schien der Hoffnungsstern zu schimmern, als sich Friedrich und Joseph besuchten, wie in der Abendsonne der Ritterzeit.

Wer kein anderes Gefühl hat, als in den Fingerspitzen, die er zur Hantierung gebraucht, die ganze Welt müsse sich um seinen Dreifuss drehen — ist ein Philister. Wenn aber der erbärmlichste Schlammgraben das Herz engt und die jämmerlichste Ringmauer den ganzen Gesichtskreis verhüllt, wer nichts Tieferes kennt, als die Viehschwemme und den Ziehbrunnen, nichts Höheres ahnet, als den Wetterhahn auf dem Glockenturm — bleibt ein Kleinstädter. Wer endlich schon darum allein Menschen ausschliesslichen Wert beilegt, weil sie mit gleichem Wasser getauft, mit dem nämlichen Stocke gezüchtigt, denselben Kot durchtreten oder von Jugend auf gleiche Klösse, Fische und Würste mit Salat gegessen, dieselbe Art Schinken und Jütochsen verspeiset oder Pumpernickel, Spickgänse und Mohnstrizel verzehrt, und deshalb nicht mehr verlangt, sondern geradezu fordert, dass jedermann echt klossicht, wursticht, fischicht, salaticht, schinkicht, jütochsicht, pumpernickelicht, spickgänsicht und mohnstrizelicht bleiben soll — liegt am schweren Gebrechen der Landsmannschaftsucht darnieder. Wer indessen von der Verkehrtheit ergriffen war, seine Hufe Land für ein Königreich, seine Erdscholle für ein Volksgebiet anzusehen und die andern Mitvölker und Invölker des Gesamtvolks nebenbuhlerisch anzufinden, damit nur statt eines Gemeinwesens das Unwesen von Schöppenstädt, Schilda usw. bestehe — hatte teil an dem Unsinn der Völkleinerei, in welcher Deutschland unterging.

Bis jetzt war der Rhein, „wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die furchtreichen Niederungen wälzt, um sich endlich in das flache Land zu verlieren, das nur zu treue Bild unseres Vaterlands, unserer Geschichte und unsers Charakters“.

Ersterlernen der Muttersprache.

Erziehen ist nicht ohne Lehren, Erzogenwerden nicht ohne Lernen; erziehungsbedürftig ist der Mensch, erziehungsfähig wird er erst durch die Sprache. Nur durch die Sprache denkt er. Ohne Sprache gibt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urteil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen. Nur eine Mutter hat jeder Mensch, eine Muttersprache ist für ihn genug.

In einer Sprache wird man nur gross. Homer und das ganze mustergültige Altertum, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespeare verplapperten gewisslich nicht ihre Muttersprache in frem-

den Wörtern. Unsere Affenliebe für fremde Sprachen hat lange schon Windbeutel, Aufblasefrösche und Landläufer wichtig gemacht, in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen, durch die Immerzüngler und Näseler unser biederherziges Volk verdorben, unsere sinnigen Weiber verpuppt. Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. Catos Ausjagen der griechischen Sprachmeister aus Rom ist selten richtig verstanden. In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstössigkeit schon weniger rot, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. Wenn der türkische Sultan etwas türkisch verspricht, dann ist Verlass auf sein Wort, zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht. Dazu wählt er fremde, am liebsten Französisch, und würde schon bei einer Notlüge in Verlegenheit kommen, wenn er diese nicht beizeiten lernte. Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme bleibe seine Sprache. Sie lerne der Schriftsteller und Redner stimmen, wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohl laut hervorzaubert.

Es ist nicht willkürlich, welche Sprache das Kind zuerst lernt. Himmelsstrich, Luft, Erde haben Einwirkungen auf die Sprachwerkzeuge.

Bedeutender müssen alle diese Einflüsse bei einem unvermischten, naturgemäss lebenden, von undenklicher Zeit her eingewohnten Urvolk, mit einer seit Jahrtausenden gesprochenen Ursprache werden, wo frühe eigene Selbstbildung auffasste, was die Natur anfang, und es durch den Sprachgebrauch gesetzmässig machte. Es ist mit Sprachen, wie mit der Baukunst. Aus der Felskluft des Höhlenbewohners ward die Pyramide, aus dem Wanderzelte Salomös Tempel, aus der Griechen Hütte die Säulenordnung, aus der deutschen Hainlaube Dom und Münster.

Die Muttersprache muss gelehrt werden, nicht für das blosses Wissen, sondern für Anwendung im Leben, auf fünffache Weise, als Rechtsprechen, Rechtlesen, Rechtreden, Rechtschreiben und Gesang.

R e c h t s p r e c h e n und **R e c h t l e s e n**, wo jeder Sprachlaut vernehmlich nach seiner Gebühr; keine Lauteverwechslung von b und p, d und t (Sachsen), ch mit k (Leipzig), g mit j (Brandenburg), g und j mit ch (Göttingen), e statt a (Hannover), oa statt a (Mecklenburg); kein Zusammenziehen der Doppellaute; kein Schnarren; kein Zischen der Lispellaute st, sp und s.

R e c h t r e d e n im Erzählen, Unterreden, Vortragen, Streitreden, Hersagen des Auswendiggelernten, Bestellungen, Ausrichten, Bescheidgeben, Fragen. „Sprich, dass ich dich sehe,“ verlangt Sokrates. Alle Staatsdiener und Beamte sollten billig fertige

Rechtredner sein, mit Anstand und Geschmack. Der Wohlredner Odysseus züchtigte nur den Schreihals Thersites. „Ein gutes Wort findet eine gute Statt.“ Das redefertigste Volk Europas sind die Engländer und dadurch geschützt gegen ausländische Beschwatzung.

Rechtschreiben. Unbegreiflich, wie man das Buchstäbliche noch so gut lernt. „Das gedehnte a wird durch a a, durch a h und gar nicht bezeichnet usw.“ Was ist das? Nein, es sollte vereinfacht werden, dieses Regelunwesen. Die Rechtschreibung der Buchstäblichkeit muss immer mit Wortforschung verbunden werden; dazu fehlt den Schulen ein Deutsches Wörterbuch. Billig sollte, wer ans Volk reden und schreiben muss, sich vorher die Gabe der Volksfasslichkeit erwerben, nicht Wetzlarer und Regensburger Deutsch vorbringen. Es sollte jeder Staatsbürger seine Meinung verständlich vortragen lernen in mündlicher Rede und Schrift. Möge doch recht bald ein „Deutsches Sprachbuch“, Lehre, Übungsschule, Anweisungen enthaltend, erscheinen und die Wohltat gewähren, „auf einem gebahnten deutschen Wege Deutsch zu lernen“. Wer die Muttersprache gründlich gelernt hat, findet sich leichter in allen andern Sprachen zurecht; zu den Büchern der Welt steht der Zugang ihm frei und offen.

Gesang einer lebendigen Sprache übertönt das blosses Lautwerden einer nur lebenden. Dichtungskraft und schöne Singbarkeit schmücken die unsere mit ursprünglicher Schönheit. Der zu bescheidene Deutsche glaubt sich nur selbst sein Gutes nicht, traut kaum sogar der Tat. Die Aussage eines Fremden, den ein deutscher Mann abgehört hat, wird hoffentlich Selbstvertrauen und Selbstzuversicht stärken.

„Ja, schon vor einigen Jahren wunderte sich ein welscher Tonkünstler über das Vorurteil der Deutschen gegen die Geschicklichkeit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musikalischen Deklamation. Dieser welsche Mann hatte in seinen dramatischen Kompositionen Genie, Geschmack und Einsicht in die Geschehnisse der Tonkunst gezeigt. Er behauptete, der Vorzug der welschen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sei lange nicht so gross, als man sich einzubilden pflege. Denn damit eine Sprache musikalisch sei, käme es weniger darauf an, dass sie sich wegen häufiger A, E und O leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, dass sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte (die dem Ohre etwas mit dem Gegenstand Übereinstimmendes eindrücken) zu bezeichnen geschickt sei. Und dies als einen unleugbaren Grund vorausgesetzt, würde es bei näherer Vergleichung schwer fallen zu entscheiden, welche von beiden Sprachen zur dramatischen Musik die tauglichste wäre. Die unsrige besitzt eine Menge nachahmen-

der Töne, eine Menge von sanften und einen noch grössern Reichtum an schallenden, prächtigen, den majestätischen und furchtbaren Auftritten in der Natur und den stärkern Bewegungen der Seele angemessenen Worten und Ausdrücken; sodass ein verständiger Komponist das, was sie vielleicht an Weichheit und Süsseit gegen die welsche verliere, an der Stärke und dem Nachdrücklichen, so sie vor derselben voraus habe, reichlich wieder gewinnen könne. Überdies setze sie durch die grössere Mannigfaltigkeit ihrer Töne und lyrischen Versarten und durch ihre beinahe gleich grosse Freiheit in Stellung und Verschränkung der Wörter sowohl den Dichter als Komponisten in den Stand, der Deklamation diesen schönen, immer der Sache angemessenen Numerus zu geben. — Kurz, unverblendet von Parteilichkeit für seine Muttersprache, behauptete dieser einsichtsvolle Mann, es werde nur darauf ankommen, dass ein deutscher Dichter (der sich seiner Sprache zu bedienen wisse und die Kunst besitze, soviel Wohlklang und Numerus in seine Versifikation zu bringen, dass die blosser Deklamation derselben schon eine Art von Musik sei) sich mit einem Komponisten vereinige, der den Dichter völlig empfinde und verstehe und in seinem Fache das sei, was jener in dem seinigen; so würden sie der deutschen Sprache und Musik einen Triumph verschaffen können, von dessen blosser Möglichkeit sich vielleicht die wenigsten deutschen Dichter etwas träumen liessen.“ (Wielands Deutscher Merkur, 1773, 2. Bd., Seite 223.)

Und dieses Vorzugs vor andern Völkern wollten wir uns nicht zu einer Überlegenheit bedienen? Unsere alten Barden haben Wunder mit einer ungebildeten Sprache getan, anderthalb Jahrtausend darauf Luther mit einer verwahrloseten.

Wir sind nicht das einzige Volk, das Lieder durch Gesang begeistert haben. Tyrtäus, der Rolandsgesang noch unter Wilhelm dem Eroberer, Ossians Lieder bis auf Macphersons Erweckung, zeugen für die Macht des Gesanges. „Kampf ohne Sang hat keinen Drang“ war Heinrichs des Löwen Wahlspruch. Der Deutsche singt gern und oft, wenn er es auch lange hindurch nur in Kirchen und auf Heerstrassen üben durfte. Er singt auch gern bei der Arbeit.

Unglückliches Deutschland! Die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon längst dir unwissend durch eine fremde Sprache besiegt, durch Fremdsucht ohnmächtig, durch Götzendienst des Auslandes entwürdigt. Nie hätte dein Überwinder so vielfach in einem andern Lande gesiegt, wo die Vergötterung seiner Sprache nicht mitgefochten. Schreibt doch schon 1752 an Argental Voltaire (der echtste Erzfranzose, „der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemässeste Schriftsteller“ nach Goethes treffendem Ausspruch): „Ich bin

mehrmals erstaunt über die Fortschritte, welche unsere Sprache in fremden Ländern gemacht hat, wohin man sich auch wenden mag, man ist in Frankreich. Ihr habt, meine Herren! die Universalmonarchie erlangt, die man Ludwig XIV. vorwarf, und von deren Besitz er so weit entfernt war.“ Diese Sprache hat deine Männer betört, deine Jünglinge verführt, deine Weiber entehrt. — — — Deutsche, fühlt wieder mit männlichem Hochsinn den Wert eurer edeln lebendigen Sprache, schöpft aus ihrem nieversiegenden Urborn, grabet die alten Quellen auf, und lasset Lutetiens stehende Lache in Ruhe!

Lesen der mustergültigen volkstümlichen Schriften.

Bücher gibt es über alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabschaum. Darum muss die Kunst zu lesen frühzeitig in der Schule geübt und lange bis zur Befestigung des Gemüts fortgesetzt werden; sonst verirren die Mittelmenschen (und das sind die meisten) im Bücherdickicht. Überladung gewährt nimmer Genuss, jede Gesundheit kann man dadurch einbüßen, leibliche, geistige, sittliche. Ohne Plan und Wahl durcheinander lesen ist eine Straussenerfüllung, und das Gelesene unverdaut gleich brühwarm wieder anbringen, die alte Sage vom Vielfrass, der vorne hineinschlingt und hinten hinauszwängt. Aus Langerweile und zum sogenannten Zeitvertreib lesen, bleibt eine höchst armselige geschäftliche Nichtstuererei von Müssiggängern, die nie das wahre Leben erkannten. Aber auch die bessere Seele, die sich im Lesen erholen will, naht Gefahren; wenn sie so weg lieset, was der Zufall in die Hände spielt, Unverstand auspreiset, Gernemitsprechen anlobt, und des Bücherleihers Garküche anrichtet. Romane — Geschichtdichtereien sind die tagtägliche Hausmannskost für der Lesegierigen Heisshunger, und nur wenige Ausnahmen dieser losen Ware können Speise werden. Diese sogenannten Unterhaltungsbücher werden zusammengeschmiert von elenden Hungerleidern, die mit dem Bettelverdienst ihr Jammerdasein aufhalten. Roh ist die Sprache, plump die Darstellung, grob das Gefühl, durchfallend der Witz, flügelahm die Einbildungskraft, niedrig die Handlung. Schon die Titel sind Marktschreierzettel und Taschenspieleraushängsel. Ungetüme wirtschaften, teils Zerrbilder aus dem Hefen des Menschenpöbels gepresst, teils Fratzen der unmögenden Schöpferkraft dieser schreibenden Selbstbeflecker. Und die aufgestellten Musterwesen verkehren wie Ausgeburten der Hölle und des Tollhauses, grobsinnlich und entsinnlicht, grobirdisch und vergeistert. Büberei ist ihre grösste Lebenswürdigkeit. Wundergeschichten! Das grösste Wunder, wie ein Mensch ohne Verstand Dinge erfinden will, die unter und über und wider allen Verstand sind. Geistergeschichten! Wo Geister spuken, weht kein Geist.

Rittergeschichten! Ein Bogen ist leichter gefüllt mit leeren Worten, als ein Kampfplan mit vollgültigen Taten, die Feder leichter getummelt, als das Streitross. Die Ritterschreiber sind Herren vom Flederwisch, tragen die Sporen im Kopf. Falle nur Götzens eiserne Hand (dem es doch alle nachtun wollen) auf sie, wie auf die Schergen des Heilbronner Rats. Räubergeschichten! Sonst nehmen die Räuber nur Güter und Leben, hier rauben sie Herz und Verstand. Es gehören aber Räuberhauptmänner auf Rabensteine, nicht auf Putztische; auf das Blutgerüst, nicht auf den Weiberschoss. Schmutzschriften! Wer was auf sich hält, geht Mistpflützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege, zumal im guten Anzuge und Hochzeitskleide. Wer sie aber in Büchern aufsucht, ist eine lesende Aasfliege.

Die Allieblinge der Lesermenge haben immer Liebe zum Gegenstand, nebenbei streuen sie der Freundschaft ein Vergissmeinnicht und steuern einen Brocken Armengeld für Wahrheit und Tugend. Es ist Teufelsvermesseneit, mit besudelter Feder Lebenskreise reiner Menschheit zu zeichnen, es ist dumpfsinnige Verblendnis, solchen grob angelegten Behexungen Glauben zu stellen. Diese Schriftler stümpfern ein schülermässiges Übungsstück über das andere, wagen Gottmenschlichkeit zu beschreiben, so in selbstsüchtiger Tierheit nur das eigene Ich lieben. Da predigen sie von Lebensweisheit, wie Bettler von gutem Haushalt; von Menschenkenntnis, wie Seelenverkäufer; von Menschenbeglückung, wie Henker in der Marterkammer. Menschenkenntnis besitzt nur der wahre Mensch, das eigene Herz ist der Schlüssel zu dieser Geheimchrift. Mit gewöhnlicher Menschenkunde, wie solche der Spähmann kundschafftet, ein Aushorcher aufgreift, ein Klatschbruder in Regeln verfasset, und der eitle Lebensmüdling hinterher ausplaudert, sind Alltagsleute zufrieden. Denn einen ganzen Menschen verstehen wie sich selbst, liebend und überlegend sein eigenstes Wesen aus dem Sein auffassen, bedarf einer Geschwisterseele, ohne die so manches Edelherz verglühn und erkalten muss, und der Pöbel richtert. Pförtner, Kundschafter und Aufpasser — behelfen sich mit einer Knifflehre, die sie „Umgang mit Menschen“ nennen. Das Stichwort aller derer, welche der Menschheit Fahne verlassen, heisst: „Man muss die Menschen nehmen, wie sie sind, die Welt, wie sie ist, es gehn lassen, wie's geht, sich nicht kümmern, wie's sein sollte.“ Damit glauben sie dann alles abgetan, wenn sie erbärmliche Pfiffe auskramen, oft gebrauchte Ränke empfehlen und das Übel in der Welt wie eine reichhaltige Fundgrube ansehen. Eins nur vergessen sie! Dass die Welt gerade deshalb so arg ist, weil schon so lange Wesen ihres Gelichters, Taugenichtse, Tunichtgute, Störenfriede darin gehaust haben, von diesem Ungeziefer aber niemand anders will und auch keinen andern bessern mag.

Was nicht ist, wie es sein soll — taugt nicht. Was noch nicht ist, wie es sein kann, muss dahin gebracht werden. Die Edeln aller Zeiten strebten immer nach Besserwerden und Bessermachen, diesen Gottähnlichkeiten des Menschen, und ihr heiliges Mühen blieb nicht umsonst und vergebens. Sie kannten die Menschen, wie sie waren, das heisst, wie sie durch eigene Leidenenschaften und Laster versunken, durch fremde Neuverführung unheilbar, durch wechselseitige Misshandlung entmenschlicht. Diese Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden, unter ihnen sicher zu schlafen, zu essen, zu trinken, zu geniessen und dann bei Gelegenheit so zu sterben. Der grosse Haufen ist damit vollkommen zufrieden, und aus seinen Büchern lernt er es nicht anders. Aber so wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiss, dass der Kranke leidet, allenfalls auch noch versteht, was ihm fehlt, sich aufs höchste vor Ansteckung in acht nimmt, übrigens beileibe nicht sich mit Heilungsversuchen abgibt, so bleibt auch der ein armseliger Halbmenschenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrtümern, Vorurteilen, Leidenenschaften, Gebrechen und Lastern Bescheid weiss. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr, als diese einseitige Abschilderung der schlimmsten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menschen- und menschlicher Anstalten Vollkommnung, und es gibt Raum für die Tugend in jedem Wirkungskreise. Man muss sie öffentlich von jedermann fordern, nur im stillen nicht von jedem erwarten. Allmutter Natur verwünscht kein Kind mit dem Bann, jedes kann edel wollen; sie ächtet keinen wahren Sohn, jeder kann brav sein. Und so beschränkt ist keine Zeit und so eingeengt kein Raum, dass nicht ein Tatenkorn zum bleibenden Segen der Nachwelt entkeimen könnte. In jeder Lage kann jeder Mensch der Natur nacheifern, deren ewiges Füllhorn unerschöpft Gaben ausspendet. Nur muss er auf die Stimme des Gewissens hören, durch Sinnenrausch den Mahnruf nicht übertäuben, in seinem Herzen muss es ewig widerhallen: „Strebe das zu werden, was du in deiner Lage für die Menschheit sein und werden kannst.“

Reich sind wir an trefflichen Büchern, an solchen, die jeder Deutsche lesen, wiederlesen, immerlesen, auswendig behalten sollte. „Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen tut es auch nicht; sondern gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm dazu,“ ist Luthers Leseregel, die mit goldenen Buchstaben auf dem Aushängeschild jeder Bücherleihe prangen müsste. Wir haben Schriften für alle Lebensalter und Bildungszeiten, nur kein Buch über diese. Es lässt sich eine Auswahl treffen, die das vorzüglichste enthält, was der nach Mensch- und Deutschwerdung Strebende zur Aufklärung, Herzensveredlung, Muterhöhung, Hoff-

nungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befestigung edler Vorsätze, zur Schutzbegeisterung bedarf.

Was soll bis dahin gelesen werden? Die Antwort wäre ein Geistergericht, dazu bin ich nicht befugt, nur Salomons Siegel gehorchen Geister. Aber was ich als Deutscher zu fühlen recht habe, will ich als Bill aussprechen. Die Dichtkunst ist des Menschen treugebliebene Freundin, so alt als die Sprache, und die Urgestalt von jeder ursprünglichen lebendigen. Sie vermag uns aus der gemeinen Umgebung in eine schönere Welt zu entrücken, erregt den heissen Wunsch, das Gute zur Herrschaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen, das Wahre lebendig darzustellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der andern sind ihre schönsten Geschenke. Wir Deutschen würden glücklicher und deutscher sein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarsvölker angewöhnen könnten: „Selbststolz.“ Recht haben wir dazu, mehr als alle die andern — die doch so weit damit gekommen. Vorzüglich lassen die Dichter unsere Sprache und unser Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat so viele Dichtersammlungen, fast jeder Sänger hat seine Geistesblüten besonders gesammelt.

Das Zusammenlesen hat noch andere Vorteile als blosses Kennenlernen. Viele unsichtbare und doch unzerreissbare Berührungsfäden werden dadurch angesponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einsam in Öden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einsiedlerisch, das Edle begeistert nicht bloss verstohlen. Schon beim Anhören werden Geister und Herzen sich verstehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austausch der Gefühle, Mitteilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Mensch wird je von seinem Volke allein gelassen bleiben. In die Einsamkeit begleiten ihn dessen Geister, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Trost und Rat zu, erscheinen als Lichtgestirne in Gefahren, wohnen stellvertretend im Herzen und Gedächtnis; dass er immer mit sich und seinem Volke einträchtig, sein Lebensziel durchmesse.

Staatskunde.

„Staatskunde ist verschieden von Staatslehre, Staatsrecht, Staatsgeschichte“; aber sie muss ihnen vorhergehen, weil sich die andern darauf gründen. Solche Staatskunde muss mehr sein als eine Zahlenstatistik, wo der Mensch den Rechenknecht macht, als eine oberflächliche Erdbeschreibung, die wie ein Steckbrief lautet, als eine Eilbotenreise auf der Schnellpost. Eine „Staatslehre“ muss darauf folgen, d. h. Inbegriff vom Zweck und Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Notwendigkeit. Wer in einem

Staate mit Menschen leben, sich nicht als Waldbruder und Inselsiedler absondern will, muss dies wissen. Ein „Staatsrecht“ muss diesen Unterricht beschliessen, eine Deutlichmachung der gesamten vaterländischen Gesetzgebung und des Geistes, der sie erhalten und vollkommen soll.

Vaterländische Geschichte.

Eine lebendige Geschichte des Vaterlandes, die ins Leben wieder hineinführt. Jede Geschichte eines Volkes muss in seinem Geiste und seiner Sprache gelehrt werden: es muss darin auftreten, wie es lebte und lebte. Nicht wer einen Stiefel schreibt, ist ein wahrer Schreiber, und nicht jeder, der Dinge gelegentlich gesehn und geflissentlich erlauscht, beiläufig gehört und mühsam erhört hat, ist darum schon zur Geschichtschreibung berufen. Ein Weltohr und Weltauge muss er mit auf die Welt bringen, darf nicht übersichtig und überhörig kommen, die höhere Begeisterung gibt alsdann das Leben. Jederzeit entflieht sie dem Kerker der Stubengelehrten und Bücherwürmer. Die Tat fühlt und schreibt sich eindringlicher auf dem Tatenfelde, als in der Klausur; so zeichnet der Maler treffender nach dem Leben, als in der Einbildungskraft. Das Menschenwort zur Geschichte gesprochen kann alles werden, mit ewigen Schwingen fliegt es durch die Zeiten, von Geschlecht zu Geschlecht. Tacitus hat Rom überlebt, und die den Himmel von der Erde wüteten, leiden bei ihm ihre Hölle. Volkstümlich sein, Volkstum geschichtlich auffassen und in der Muttersprache verkünden, ist die heilige Drei der Geschichtschreibung. Der Arzt gehört der Menschheit an, der Gottesgelehrte einem überirdischen Reich, Philosophen, Mathematiker, Naturkundige, Philologen, Erdbeschreiber und Historiker (Geschichtenaufzeichner) sind alle Weltbürger. So leicht wird es dem Geschichtschreiber nicht. Der, wenn er nicht Kindermärchen schwatzen, Philisterkanngiessereien aufstutzen, Altweiberwäsche putzen will, ist nichts ohne Vaterland, Volkstum und Muttersprache. Darum haben die Neuvölker Europas so wenig grosse Geschichtschreiber, und das volkstümlichste von ihnen, die Engländer, die meisten und Meister.

Deutschland hat kaum erst den Gedanken wahrer Geschichtschreibung aufgefasst, dieses Hauptstücks eines volkstümlichen Bücherwesens, eines Epos in ungebundener Rede. Für Geschichtsforschung hat es viel geleistet, fast alles fürs Ausland, besonders fürs Altertum — sich hat es darüber vergessen.

Fünf Arten Geschichtler haben bis jetzt in Geschichtschreibung bei uns gepfuschert. Die Raufbolde zuerst und am längsten. Die Philister, welche meinten: was auf dem Erdenrund geschieht, ist Geschichte, Zeitungen sind Zeugen der Zeit. Zahlmeister, die alle zählbare Dinge zählten. Allesvonselbstwischer und Schönlinge

versehen jetzt den Büchermarkt und Trödel mit Geschichten. Sie wollen überall Bescheid wissen, stossen doch an jeden Stein, rennen mit der Brille an Bäume; schnüffeln umher mit witternder Nase wie Schleichwarenriecher. So wird das Grosse zum Gemeinen verzerrt, das Reinmenschliche durch grobe Pinselzüge verwischt, das Gewöhnliche zum Uding verschraubt. Auf hochtrabenden, aus aller Welt Sprachen zusammengeplünderten Wörtern wollen sie dann durch den Unflat stelzen. Ohne die Rinde des Bodens zu kennen, auf den sie fussen, und der Decke Saum, die sie überschwebt, vermessen sie sich, ein abenteuerlicher Spuk, Aussprüche der Weltordnung zu verkünden. Sie stürzen Altäre der ewigen Gottheit, die über die Menschheit waltet, betet auf Opferhügeln des blinden Erfolgs eigene Götzen an — heute diese — morgen jene.

Mit unserer Sprache sind wir lange schlecht umgegangen, schlechter noch mit unserer Geschichte. „Nichts ist mehr zu wünschen, als dass Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge; sie allein können machen, dass sich die Ausländer mehr um uns bekümmern,“ lautet Lichtenbergs Wunsch und Lehre. (Vermischte Schriften I. 250 u. f.) Vaterländische Geschichte ist Tatenhalterin des Volks und Tatenentzünderin durch lebendiges Beispiel. Es wird Zeit, Verfügungen zu machen, dass nicht mit dem deutschen Reich die deutsche Geschichte aussterbe und die Tatkraft des Volks hinterher.

1. Jede deutsche gelehrte Schule habe einen eigenen Lehrer der deutschen Geschichte und Altertumswissenschaft.

2. Man mache die Hauptquellen zugänglicher durch kleine Handausgaben, wie der zu früh verstorbene Krause den Lambert von Aschaffenburg.

3. Es werde durch Preisaufgaben eine „Kunde der deutschen Geschichtschreiber“ veranlasst.

Wer sein Volk liebt, lege sich auf dessen Geschichte, wer sie schon weiss, lerne sie schreiben, wer schreiben kann, lerne Geschichte. Geschichtschreibung baut Tatenhallen und Pilgerbrücken über die Vergessenheit.

Handarbeiten.

Allgemeine Erlernung von Handarbeiten beim ganzen Volke in der Jugend, vom Fürstensonnen bis zum Tagelöhnerkinde hinunter. Warum soll der Knabe seine faulen Glieder dehnen, während seine kleinere Schwester nützlich beschäftigt ist? Wenn der Arbeiter vom Felde und aus dem Walde heimkehrt und der Winter die Tage kürzt, warum muss er dann auf der Ofenbank schnarchen, wenn die emsige Hausfrau das Spinnrad in Bewegung setzt? Im Wechsel der Arbeit liegt auch Erholung. Arbeit macht nicht

weibisch, aber der Müssiggang. Arbeit schändet nicht, nur das untätige Dämmern, die verderbliche Seuche des Zeitalters. Es bleibt der kein Mann, so die Arbeit verlernt, und wer sie nicht kennt, wird nie ein Held.

Den niedern Ständen können durch mit Gemeindeschulen verbundenen Industrieklassen mechanisches und technisches Geschick, Ordnungssinn, Beschäftigungstrieb, Arbeitsliebe und Untätigkeitsscheu eingeflösst werden. Geschrieben ist genug.

Nun ist's am Tun. Pläne und Muster harren der Ausführung und des festen Willens der Staaten. Durch Schönreden wird allein nichts besser, blosses Reden ist ein Lärmen um nichts. Auf Bessermachen muss der Erfindungsgeist geleitet werden, aus dem Besserwerden folgt von selbst das Bessersein.

Aber auch für die mittlern und höhern Stände muss in der Jugend mehr geschehen. Sie müssen den wahren Wert der innern Menschenkraft schätzen lernen, eigene erworbene Kraft über Zufälligkeiten setzen und in diesen nicht, in wirklichen Vorzügen Überlegenheit suchen. Sie müssen in der Zeit, die doch nur sonst auf unnütze Dinge verschwendet wird, noch ein Handwerk zu-erlernen.

Der Stifter des Christentums war Zimmermann (Marc. 6, V. 3 und Paulus Kommentar), Sokrates Bildhauer, Franklin Buchdrucker. Ohne ein Handwerk zu können, wären dem Hauptausbreiter des Christentums seine Bekehrungsreisen fruchtlos geblieben. (Die schöne Stelle 1. Kor. 9, V. 14 und 15, vergl. mit Apostelgesch. 20, V. 33—35 und daselbst 18, V. 3, 4.)

Der Kaiser von China pflügt; der türkische Grossherr muss ein Handwerk verstehn; Peter, der grosse Schöpfer von Russlands Macht, konnte mehr als eins, und Hammer und Axt wirkten durch ihn auf Millionen mehr, als sonst Krone und Zepter. „Handwerk hat einen güldenen Boden“, und dieses deutschen Sprichworts tiefen Sinn verstand jener niederländische Kaufmann, der einem reichen Jünglinge so lange seine Tochter versagte, bis der adlige Liebhaber erst ein Handwerk — das Korbmachen — gelernt hatte. Arbeiten können gibt Selbstvertrauen, verleiht das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit, beschützt die Liebe zum Recht. Aussicht, auf mancherlei Art den Unterhalt erwerben zu können, erhebt über Unglück und Knechtschaft, die das grösste von allen Übeln ist. Die Götter bedürfen nichts, weil sie alles haben; und der Mensch hat viel, der wenig bedarf, ist freier und selbständiger, je weniger andere er braucht. Wer mit Geist und Leib arbeiten kann, „ist seines eigenen Glückes Schmied,“ grösser als sein widriges Geschick, Prometheus bei des Donnergottes Ungnade!

Leibesübungen.

Die Demut ist seit 1648 des Deutschen grösstes Erblander; er achet sich selber gering, so wird er's, und die Völker umher verachten ihn. „Der Deutsche ist nun einmal so,“ lieset man jetzt in allen Stubenbüchern, und der Schmähruf hallt überall wieder. Und weil er nun einmal doch so ist, denkt jedermann dabei, so muss er auch so verbraucht werden. Stärke und Ausdauer, was doch die wahre Siegeskraft ist, wagt ihm kein Übrheimer und Überalper abzuleugnen; denn das bloss äussere Ansehn würde zu auffallend Lügen strafen. Freilich von selbst, ohne eigenes Zutun, ohne Leibesübungen kann es der Deutsche, zumal der Nordostländer, bei schwerer Arbeit und harter Kost, nicht mit den Südvölkern in Gewandtheit und Behendigkeit aufnehmen. Als er noch Jäger war, mit dem Bären Haut um Haut kämpfte, Herden auf grossen Triften weidete und den Ackerbau nur nebenbei trieb, da staunten selbst die Römer über die deutsche Leibesgeschicklichkeit. „Ihre Stärke beruht auf ihrem Fussvolk, das so schnell ist, um unter der Reiterei mitzufechten“ sagt Tacitus (Germ. VI.). Teutoboch, der Teutonenkönig, war gewiss allen heutigen Kunstreitern überlegen. Deutsche retteten den Cäsar beim allgemeinen Aufstand der Gallier und verschafften ihm durch ihre gutgeführten Gesichtshiebe die Weltherrschaft in den Pharsalischen Gefilden. Römer rühmen den Anstand deutscher Jünglinge, die sich ihn freilich durch Übung erwarben. So das ganze Mittelalter hindurch bis auf Maximilian, den letzten Ritter auf dem Kaiserthron. Nur die Neudeutschen verwahrlosen den Körper, versäumen das Erwerben unentbehrlicher Leibesgeschicklichkeiten, verkennen ihre edle Naturkraft. — — — Von einem Taugenichts sagten die Römer: „Er kann nicht schwimmen, nicht lesen“ — wir schafmütigen neudeutschen Philister: „Er kann nicht lesen, nicht beten“. Rufe doch jeder deutschgesinnte Vater der sorgsamen Mutter zu:

„Sie sollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muss zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.“

Schillers Wilhelm Tell.

Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind kostenfreie Übungen, überall anwendbar, umsonst wie die Luft. Diese kann der Staat von jedem verlangen, von Armen, Mittelbegüterten und Reichen; denn jeder hat sie nötig.

Klettern, Steigen, sich im Gleichgewicht halten sind äusserst wohlfeil, dass sie mit geringer, ja unbedeutender Ausgabe des Staats überall in Gang gebracht werden könnten. Berge und Felsen erklimmen ist freilich nur in Gebirgsgegenden zu üben, aber da sollte es dann auch nicht unterbleiben. Schwimmen müsste

eine Hauptkunst des flussreichen Deutschlands sein, Flüsse, die auch noch nicht schiffbar sind, tragen doch schon Schwimmer.

Noch kurz vor dem siebenjährigen Kriege wurden in den Schulen mit Rutenstreichen die Knaben bestraft, die der Versuchung des Wasserbades nicht hatten widerstehen können. Ein Sandbad, wie den Hühnern, war ihnen wahrscheinlich erlaubt. Noch im Anfang des Umwälzungskrieges verbot ein Superintendent und Aufseher einer grossen preussischen gelehrten Schule seinen Freitischgängern das Baden: „Bei Verlust meines Tisches“.

Schlittern war in den letzten Jahren vor dem siebenjährigen Kriege ein schweres Schulvergehen, worauf harte Strafen folgten; späterhin galt es für unanständig, das sollte es doch nicht in Ländern sein, wo es auch Winter gibt.

Schlittschuhlaufen, von Klopstock besungen, ist lange noch nicht so allgemein, als es beim Mittelstand sein könnte.

Schiessen mag jeder junge Mensch gern. Schon die mühsam gefeilten Schlüsselbüchsen sind Beweis, die vielen Verbote und die vielen Unglücksfälle, die zum Teil aus jenen entspringen. Auch diese Übung würde dem Staat weiter nichts kosten, als einige Aufsicht über öffentliche Schiessplätze — aber den Jagdberechtigten vielleicht einige Hasen!

Rudern, Steuern und Segeln sind unentbehrliche Fertigkeiten für den Bürger eines Staats, wie Preussen, der so viele flache Küsten mit Vorinseln, Halbinseln und Binnenwassern hat, so manche Ströme besitzt, die überschwemmen, so viele Flüsse, die austreten; so reich an grossen Landseen ist, von denen die alten Erdbeschreiber in Preussen über tausend zählen.

Fecht- und Reitschulen müssen bei jeder Markschule sein. Voltigieren ist nicht teuer, das kann überall vorher gelernt werden.

Eine wahre Volkserziehung muss die Vorarbeit für künftige Vaterlandsverteidiger ebensowohl übernehmen, als andere Ausbildung; denn jede Schule soll überhaupt sein ein Lehren für künftigen Gebrauch.

Unsere Körperkraft ist ein vergrabener Schatz; wir lassen sie schimmeln, bis Fremde sie in Gebrauch setzen. Vom Meere sind wir längst als Seemacht fort, da hört man schon lange keine andern Schüsse mehr von uns, als Notschüsse. Wer weiss es noch, dass die deutsche Hansa zuerst Kanonen auf die Schiffe brachte? dass die Deutschen den Engländern den Kriegsschiffbau lehrten? dass der grosse Kurfürst von Brandenburg den Anfang zu einer Flotte hatte, in Afrika Niederlassungen besass, einen berühmten holländischen Admiral in seine Dienste nahm, dem er das Amt Lenzen schenkte, sich von den Spaniern, als sie eine rechtmässige Forderung verweigerten, selbst bezahlt machte? dass deutsche Seeleute 1790 die berühmte Schlacht von Swenskesund entschieden, dass es

ihrem Anführer, einem deutschen Schiffer aus Wolgast, von des Prinzen von Nassau Silbergeschirr noch vor einigen Jahren wohlgeschmeckte?

Wir Deutschen waren sonst die ersten Schützen, unsere Feldjäger sind es noch. Wir hatten die ersten Schwimmer Europas, die Halloren, ein vaterländisch gesinntes Geschlecht. Sie wurden nicht gebraucht! In Schlesien ist etwas geschehn, dort mussten die Fischer und Schiffer schwimmen lernen. Warum nicht überall! Die Fischer von Kröllwitz bei Giebichenstein hielten immer nach Verlauf von einigen Jahren ein Fischerstechen, eine Art Wasserturnier. Dies gab ein Volksfest und machte die Fischer dreist, gewandt und ehrbegierig. Warum wird es nicht jeder Fischerzunft zur Pflicht gemacht, solche Wettübungen alljährlich zu halten, zumal wo sie so zahlreich sind, wie in Potsdam und Brandenburg und Damm bei Stettin? Ja, bei Stralau müsste es sich ganz vorzüglich gut ausnehmen. Das Fischerstechen ist ohne grosse Kosten — eine stumpfe, hölzerne Lanze, ein übergehanger, hohler, hölzerner Brustschild ist alles. Kähne haben ja Fischer überdies, und das dazu notwendige Rudergeschäft kann sogar ein Kind versehen.

Das deutsche Volk hat von Natur einen Hang zu allerlei Wettübungen, den man sogar einzuschränken gesucht hat, besonders seit der Zeit, wo die Staatsweisen die Lotterien einführten.

Die Leibesübungen sind ein Mittel zu einer vollkommenen Volksbildung, was die Probe der Zeit und die wieder unter den beiden Mustervölkern des Altertums ausgehalten hat.

Auch wussten Griechen und Römer recht gut, was sie den Leibesübungen verdankten. Die grössten Geister waren deren Lobpreiser, Plato, Aristoteles und andere mehr.

Mit Unwissenheit können wir uns nicht mehr entschuldigen. Ein echter Vaterlandsfreund Guts Muths hat uns über die Gymnastik der Jugend ein treffliches Lehrbuch geliefert.

Landwehr.

A. Jede gesunde erwachsene Mannsperson gehört bis zum fünfundvierzigsten Jahre zur Landwehr.

B. Sie tritt in die Landwehr ein, sobald sie die verfassungsmässige Dienstzeit im stehenden Heere gewesen ist.

C. Die Landwehr besteht aus mehreren Truppenarten: Flintern, Pikern, Schützen, Ritttern und Reisigen.

D. Jeder hat die Wahl der Truppenart, nur muss er dazu taugen und imstande sein.

E. Die zu Pferde dienen, müssen sich ihre Pferde selbst anschaffen und halten, nur wenn sie getötet oder im Kriege unbrauchbar werden, ersetzt sie der Staat. Alle Reiter müssen vorher

eine Reitschule besuchen, springen und fechten lernen. Die Ritter müssen hernach sich mit der Lanze einüben.

F. Die Schützen müssen sich selbst eine Büchse anschaffen und im Scheibenschiessen erst bei einer Schau eine Probe ablegen.

G. Die Flinter erhalten Flinten und Flintenspeeere vom Staat, es muss aber jeder auf seine Kosten ein paar Pfund Pulver und dazu erforderliches Blei in Bereitschaft haben.

H. Die Ärmeren bekommen Piken, mit denen sie hantieren lernen.

I. Die Landwehrmannschaft ist nach der Einteilung des Grundgebiets in Heerscharen (Legionen), Fahnen (Bataillone), Scharen usw. abgeteilt. Beim Kriege ziehen die Jüngern zuerst ins Feld und immer so fort.

K. Die Landwehr ernennt alle Achthaber (Unteroffiziere) und Hauptleute (Offiziere) selbst bis zum Obersten; doch müssen diese sich einer dreifachen Prüfung vor einem Kriegsrat unterziehen, zuerst wenn sie Achthaber, dann wenn sie Hauptleute, zuletzt wenn sie Obersten werden.

L. Der König ernennt für jede Heerschar einen Heermeister (General), Aufsichts- und Heerstabshauptleute und Kriegsbaumeister.

M. Ebenso hängen von ihm alle Unter- und Oberfeldherren und Heerführer ab.

N. Hauptleute werden nur nach Urteil und Recht eines niedergesetzten Kriegsgerichts entsetzt.

O. In Friedenszeiten erhält die Landwehr nur während der Übungszeit Schiessbedarf, und nur die Unbemittelten dann auch Sold.

P. Hauptleute, die unbemittelt und sehr geschickt sind, erhalten nach den Umständen: Zuschuss, halben und ganzen Sold.

Q. Es gibt eine Gardeheerschar, dazu kommt eine Auslese von jeder Truppenart.

R. Körperliche Züchtigungen kennt die Landwehr nicht. Sie sind undeutsch.

Der Stock gehört in die Schule, die Rute in die Kinderstube. „Wer sich vor Rute und Stock fürchten lernt, kann nicht dem Dräuen des blitzenden Schwertes begegnen“ urteilt der Ostgotenkönig Theoderich. Späterhin rühmt Adam von Bremen den Dänen ein erhabnes Gemüt nach: „Die Todesstrafe wird bei ihnen weniger gefürchtet, als die Strafe der Geissel.“

S. Andere Strafen. Gefängnis mit Entbehrungen. Geldbussen. Ehrenstrafen. Verlust des Bürgerrechts. Tod.

T. Die Befehlswörter und Kunstausdrücke müssen alle deutsch sein.

Verbannung der Ausländerei.

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volks ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode auflebt, sich seiner zum erstenmale selbst bewusst wird, an seine heiligen Rechte denkt und an die ewige Pflicht sie zu behaupten; endlich erkennt, dass es nur durch Selbstmord seiner Volkstümlichkeit sich unter andern Völkern verlieren kann. Es ist ein langersehnter Schöpfungsbeginn, wenn ein Volk nach dem Verlauf schrecklicher Jahre sich selbst, der Zeitgenossenschaft und der Nachwelt laut und frei und ohne Rückhalt offenbaren darf, in welche volkentwürdigende Dienstbarkeit es durch Ausländerei geraten war. Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volkstums auffasst, — — — kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtstag und seinen Auferstehungstag feiern.

Bewahrung der Ursprünglichkeit, — — — konnte uns Deutschen noch Machiavell, der gründliche Kenner von Staatskrankheiten und Volksseuchen, nachrühmen. Wie ist es seitdem in ein paar Jahrhunderten geworden! „Man fühlt es recht, und glaubt es zu verstehen, beim Anblick solcher Felsenschlösser wie die Wartburg zu Eisenach, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten, und welche Lebensfreude damit verbunden war.“ „Seitdem nun die Menschen herabgezogen sind zueinander, und sich alles um die Landstrassen versammelt hat, gierig nach fremden Sitten, wie nach fremdem Golde, stehen die Höhen und Burgen verlassen, und die Kunst scheint verloren, dieses herrliche Land auf die edelste und angemessenste Art zu bewohnen und zu beherrschen.“ — „Statt des Furor Tedesco, dessen in den italienischen Dichtern so häufig gedacht wird, ist nun die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden, und nebst dieser die Demut zum Gegensatz jener ehemals herrschenden Gesinnung, wegen welcher noch zur Zeit Kaiser Karls V. ein Spanier, der mit ihm dieses Land durchstreifte, die Deutschen *los fieros Alemanes* nennt.“ Ach, es wird uns jetzt viel vorgeworfen, und viel auch mit Recht — Stolz doch von keinem mehr. Unsere Ahnen begeisterte ein volkstümlicher *Hochsinn*, uns entgeistert die Ausländerei — — — Sie verdarben nicht den Geist durch stumm- und taubmachendes Kartenspiel, Herz und Einbildungskraft nicht durch liebessüchtige Romane, und den Magen nicht durch tagtägliche Kartoffeln.

Vermeidung fremder Wörter.

Fremde Kunstausrücke müssen in Benennung von Personen, Würden, Ämtern, Handlungen und volkstümlichen Gegenständen gänzlich abgeschafft, und in Gesetzen, Verordnungen und im Geschäftsgange, wo es nur irgend die Verständlichkeit erlaubt, ver-

mieden werden. Man hat über Campe und andere Sprachfeger gespottet; das war unrecht! Man hat sie geflissentlich im Stich gelassen; das ist schändlich! „Wenn etwas nicht klingen will, es ist nicht deutsch! sage ich und stets bietet sich Besseres.“ Ein Lehrspruch von Klopstock an seinen jüngern Freund und Werkvollender Voss einst gegeben.

Es ist merkwürdig, dass die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Teil der Forderungen machen, wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur Bezeichnung; hier kann es nie genug und nicht genug ausdrücken. Mögen die krittelnden Wortmäkler und Sachwalter der fremden Schleichwaren nicht vergessen, dass ein Kunstwort immer ein Wort bleibt, keine Abhandlung der Sache werden darf, sie nur entsprechend andeuten soll.

Ich möchte eine Lebensgeschichte der deutschen neugebildeten Wörter, die man erst als Ketzer in Bann und Acht tat, späterhin für anrühlich hielt, allmählich in gute Gesellschaft zog, wo sie jetzt tonangebend walten. Haller gebrauchte zuerst Sternwarte; die Zeitungsschreiber während des siebenjährigen Krieges nahmen statt Bagage Gepäcke; Sterne bildete das englische Wort sentimental, seine Verdeutschung empfindsam; Büsching wählte Erdbeschreibung; Campe gab uns das unentbehrliche Zerrbild. Auf diesem Wege nur dreist weiter gegangen, in den Uranfängen der Sprache geforscht, in ihren Mundarten sich umgesehen und sich von Wohllaut und Geschmack leiten lassen! Das kann man unsern Schriftstellern nicht oft genug zurufen. Übrigens traue ich den deutschen Zeitgenossen so viel zu von dem, was in den Neubildungen Volkstum, volkstümlich und Volkstümlichkeit liegt, dass sie diese drei Versuche nicht anstössig finden.

Muttersprache — Gelehrtensprache.

Muss es die Nachwelt nicht für ein Märchen halten, dass zu einer Zeit, als die Deutschen schon grosse Dichter und Schriftsteller in allen Fächern der Wissenschaften hatten — dennoch die Verhandlungen der ersten gelehrten Gesellschaft des zweiten deutschen Staats in einer fremden lebenden Sprache geschahen und in derselben auch zum Druck befördert wurden? Oder wird sie glauben, dass die deutsche Sprache ein so niedriges, haberechtigtes, lästerndes Zännergewäsch gewesen, — als in den gelehrten Anzeigeblättern erscheint? Soll sie endlich argwöhnen, dass die meisten Schriftsteller die Federdolche gelehrter Vehmrichter geführt, die auf den Freistühlen gelehrter Zeitungen zu Gericht gegessen? dass nur wenige Gelehrte durch öffentliches Zuhören der hohen Ohnmächtigkeit jener Wissenden entgangen?

Deutsche Namen.

Alle volkstümlich fortgelebten Völker hielten viel auf einen guten Namen, nach verachteten Gegenständen nennt sich keiner gern. Hebräer, Griechen und Römer hatten bedeutungsvolle, volkstümliche Namen; und noch jetzt ist im Morgenlande der Name kein leerer Schall. Auch die Altdeutschen legten im Namen einen bedeutungsvollen Sinn; fremde Verstümmelungen, hebräische, griechische, lateinische und andere Radebrechungen blieben als wahre Greuel verbannt. Noch immer wird bei uns, wie in vielen andern Sprachen, guter Name für Ehre, Ruhm und Ansehn genommen. „Nomen et omen habet“ und „Vir nominis sui“ sagten die Römer, wir dem ähnlich: „Der Mann führt den Namen mit der Tat.“

Es ist bewiesen, dass kein echtdeutscher Name einer bösen Auslegung fähig ist. Die Grillen einiger Wortforscherlinge sind widerlegt. Mit jedem echtdeutschen Namen haben die Erfinder und Namennenner eine gute Bedeutung im Sinn gehabt. Ansehn, Beschirmung, Erhabenheit, Freude, Friede, Gerechtigkeit, Grossmut, Grösse, Hilfe, Keuschheit, Klugheit, Liebe, Mut, Macht, Reichthum, Tugend, Treue, Volk und Vaterland und ähnliche Grundbegriffe sind die einzigen Bestandteile der echtdeutschen einfachen und zusammengesetzten Namen.

Die deutschen Schönredkünstler versündigen sich an unserer namenreichen Sprache durch ausgeheckte Missnamen. In wohl-lautenden weiblichen Namen kann sich die unsere gewiss mit jeder andern messen. Es fehlt uns nur ein deutsches Namentaschenbuch, wodurch sie allgemein bekannt würden. Selbst die Namen in den altdeutschen Liedern sind gewählt und sprechen das Wesentlichste derer aus, die sie führen — von dem Liede der Nibelungen bis auf Reinecke Fuchs.

Warum gibt es in keinem deutschen Zeitweiser eine Sammlung deutscher Namen, zwei auf jeden Tag, ein männlicher und weiblicher? Wir Deutschen haben ohnedies zu wenig Erbteil von unsern Vätern gerettet und nach dem Langwiederzusammengesparten giert fremde Volksselbstsucht. Namen wie Hermann, Karl, Heinrich, Otto, Rudolf, Walter, Arnold, Wilhelm, Bernhard, Friedrich u. a. m. sollten wie teure Nachbleibsel von Schutzheiligen gelten. An Namen knüpfen sich Erinnerungen, mit dem Aussenruf erwacht leicht der innere Beruf. Namen pflanzen sich fort, und Gedanken an den Zuerstgenannten und alle die Braven, die nachher so hiessen.

Vaterländische Wanderungen.

Es würde alles besser gehen, wenn man mehr ginge.
Seume.

1. Notwendigkeit.

„In fremden Ländern sind wir sehend und in Deutschland entweder blind oder blödsichtig“ hebt eine alte Klage gegen uns an. Und vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande zu entführen. Kennenlernen muss sich das Volk als Volk, sonst stirbt es sich ab. Glieder eines ausgebreiteten Geschlechts, die sich nicht persönlich kennen, die in weiter Ferne voneinander getrennt sind, leben so hin, als wären sie nicht da. Wie wohlthätig wirken dann nicht selbst die kürzesten Besuche. Die zarten von Blutsverwandtschaft gestifteten Bande erneuert die Gegenwart und macht Umgang unauflöslich.

Die schöne Welt ist fürs fühlende Menschenherz leer, wenn sie nicht durch andere Menschen belebt wird. Ein Örtchen, äusserlich unansehnlich und sonst unbedeutend, wird uns lieb, sobald Menschen darin wohnen, die uns angehen. Ungewitter, die dorthin ziehen, streifen nicht als Luftgebilde an unserer Selbstsucht vorüber; wir schauen ihnen ängstlich nach, denn sie bedrohen unsere Teuren. Eine Gegend, wo wir Freude genossen, glückliche Augenblicke verlebten, gute Taten verrichteten, ist uns heimisch, wie die Geburtsstätte unsers Daseins. Und Umgebungen, wo sich Hochgedanken in uns erzeugten, wo Gefühle, uns vorher unbekannt, die Seele füllten, heiligen sich uns zu einer Verehrung. Aus Erinnerungen von Gedanken, Gefühlen und Handlungen besteht unser Leben, und wir fesseln sie nur durch die Vorstellung von Raum und Zeit. Sind uns aber erst diese entflohn, so tapen wir vor uns in Nacht und hinter uns in Düsternis. Das Leben soll ja selbst nur eine Reise sein, aber man kann auch auf Reisen leben: nur muss man nicht im gemächlichen Blindkuhswagen fahren, sich auf Landstrassen umhertreiben, um Wirtshäuser und ihre Küchen und Keller auszuschmecken.

Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Steigende Vollkommnung, Trieb nach Verbesserung gehen daraus hervor und die edle Betriebsamkeit, das auswärts gesehene Gute in die Heimat zu verpflanzen. Wer nicht mit Gold bereichert zurückkehrt, bemüht sich doch, mit brauchbaren Erfahrungen, mit anwendbaren Handlungsweisen wieder zu erscheinen. Alle grosse Gesetzgeber, die ihre Anordnungen selbst verfassten, hatten sie aus dem Tun und Treiben der Menschen herausgelesen; und was sie am Lebenswege der Menschenwelt pflückten, wirkt heute noch fort und wird alle spätere blasse Stubenwerke überleben.

2. Deutschheit.

Uralt ist des Deutschen Reisetrieb; wahrscheinlich hat ihn der aus dem Morgenlande herausgeführt, an seinen sechs Strömen angesiedelt und ihn über die Alpen schauen lassen auf die Herrlichkeit Roms. Die Züge der Cimbern, Ariovists Reden und Hengists Erklärung schliessen wunderbar zusammen. Die Furcht der Römer, ihre versuchte Vorkehr gegen das gewaltige deutsche Volk und dessen endliches Überfluten nach Britannien, über Alpen und Pyrenäen bis zum Atlas ist nur hieraus erklärlich. Noch jetzt beurkunden Sprichwörter des Reisetriebs Deutschheit. „Er ist nicht hinter dem Ofen der Mutter weggekommen“; „Er weiss nicht einmal, wo Barthel Most holt“; „Er ist so dumm als der Nagel an der Wand“; „Er hat sich keinen Wind um die Nase wehn lassen“; und so viele andere schmähen auf das Ungereistsein. Ja bei unsern fernsten Stammvettern, den Isländern, „hatte der dumme, der abgeschmackte, der hämische, der dummdreiste Mensch, der sich vor andern immer etwas herausnimmt, und der Ungereiste einen Namen: Alle hiessen heimskr (Heimlinge) von heima daheim; und es ward ein Sprichwort: heimskt er heimalit barn, Kinder, die bloss zu Haus erzogen werden (hiemfödninge), sind dumm.“ Aber gegen eine unverständige Aushäufigkeit eifern Sprichwörter ebenso sehr:

„Es flog ein Gänschen über den Rhein
Und kam als Gigak wieder heim.“

Die alte Sitte, dass der Wandersmann die sogenannten Wahrzeichen der Städte behalten musste, wollte wahrscheinlich die Wahrnehmungsgabe und das Beobachtungsvermögen durch sinnliche Anschauung erwecken. Noch jetzt ist der urdeutsche Reisetrieb bei uns nicht ausgestorben und lebt in allen deutschen Abkömmlingen. „Die Eingeschränktheit des Geistes aller Völker, welche die uninteressierte Neubegierde nicht anwandelt, die Aussenwelt mit eigenen Augen kennen zu lernen, noch weniger sich dahin (als Weltbürger) zu verpflanzen, ist etwas Charakteristisches von denselben, wodurch sich Franzosen, Engländer und Deutsche vor andern vorteilhaft unterscheiden.“ (Kants Anthropologie. 306.)

„In fre
entweder blin
an. Und vat
erweitern des
führen. Ken
es sich ab. G
persönlich ke
leben so hin,
nicht selbst d
schaft gestift
gang unauflö

Die sch
sie nicht durc
lich unansehn
Menschen dar
ziehen, streif
über; wir sch
Teuren. Eine
blicke verlebt
Geburtsstätte
gedanken in v
Seele füllten,
rungen von C
Leben, und w
und Zeit. Sin
in Nacht und
nur eine Reis
muss man nie
Landstrassen
Keller auszus

Wander
den, Mitgeföh
gende Vollko
hervor und d
in die Heime
zurückkehrt,
anwendbaren
Gesetzgeber,
aus dem Tun
sie am Lebens
fort und wird

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

R G B
K
G
W
C
Y
M

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

wenn man mehr ginge.
Seume.

in Deutschland
Klage gegen uns
wendig, denn sie
terlande zu ent-
olk, sonst stirbt
ts, die sich nicht
er getrennt sind,
tig wirken dann
Blutsverwandt-
und macht Um-

herz leer, wenn
Örtchen, äusser-
ms lieb, sobald
tter, die dorthin
Selbstsucht vor-
bedrohen unsere
ückliche Augen-
eimisch, wie die
wo sich Hoch-
e unbekannt, die
g. Aus Erinne-
n besteht unser
lung von Raum
pen wir vor uns
en soll ja selbst
eisen leben: nur
fahren, sich auf
hre Küchen und

ammernde Tugen-
ehenliebe. Stei-
gehen daraus
gesehene Gute
Gold bereichert
rfahrungen, mit
en. Alle grosse
sten, hatten sie
lesen; und was
irkt heute noch
leben.

de
an
ke
Er
ih
de
nä
ku
hi
ma
de
un
un
de
sic
eir
un
blo
ge
so

W
die
sin
Re
Ab
we
Au
sich
ris
De
pol

Verzeichnis.

- Ausländerei 53.
Clausewitz 14.
Dichter, deutsche 45.
Dohna, Alex 12. 14.
 Fabian 15.
 Friedrich 15.
 Julie 15.
 Ludwig 12. 14.
Erniedrigung vor dem Auslande 29.
Erziehung zum Deutschtum 26.
Fichte (Persönlichkeit) 4.
Freiheit als Staatsidee 23-25.
Freiheit der Meere 28.
Fremdwörter 53-54.
Friccius 15.
Friedrich Wilhelm III. 18/19.
Gesang 40.
Geschichte, deutsche 46.
Geschichtsschreibung 46/47.
Goethe 17.
Handarbeit 47.
Königsberg 10 ff.
Körner 16.
Landsmannschaftssucht 37/38.
Landtag, ostpreussischer 12.
Landwehr 13.
 (Jahn) 51/52.
Legion, deutsche 5.
Leibestübungen 49-51.
Lesen deutscher Schriften 42.
Mon. Germ. hist. 19/20.
Motherby 15.
Musikal. Wert der deutschen Sprache
 40/41.
Muttersprache 38.
Namen, deutsche 55.
Nicolovius 15.
Rechtlesen 39.
Rechtreden 39.
Rechtschreiben 40.
Rechtsprechen 39.
Reichenbach 16.
Sack 16.
Scheffner 15. 16.
Schenkendorf 16.
Schön, Th. v. 9.
Schundliteratur 42-44.
Staatskunde 45.
Stein 4 ff.
 Äusseres 5 ff.
 Lebensabend 19 ff.
Völkleinerei 37/38.
Wanderungen, deutsche 56/57
York 12. 13.